

zogen sowie auf die dauerhafte Verhaltensstrukturierung durch die Institutionalisierung von Leitideen.

Die Vorgehensweisen unterscheiden sich, nicht zuletzt durch die ihnen zugrunde liegenden divergierenden Handlungstheorien. In einem aber gleichen sie sich: in der Differenzierung sowohl des Kultur- als auch des Gesellschaftsbegriffs. Sie bieten Begriffe, Methoden und Theoreme an, das Verhältnis von Kultur und Gesellschaft differenziert zu analysieren. Sie stellen daher ein analytisches Instrumentarium bereit, auf welches die Sozial- und Gesellschaftsgeschichte zurückgreifen kann und zurückgreifen sollte. Denn ohne analytische Differenzierung gleicht die Problematik von „Gesellschaft“ und „Kultur“ der Frage nach dem Verhältnis von „Gott“ und der „Welt“.

Subjekte, Diskurse, Körper

Überlegungen zu einer diskursanalytischen Kulturgeschichte

von Philipp Sarasin

Wenn man aber sagt: „Wie soll ich wissen, was er meint, ich sehe ja nur seine Zeichen“, so sage ich: „Wie soll er wissen, was er meint, er hat ja auch nur seine Zeichen.“ (Ludwig Wittgenstein)¹

Marx hat bekanntlich bemerkt, die Menschen könnten zwar ihre „eigene Geschichte machen“, aber „nicht aus freien Stücken“, weil die „vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umstände“ sie daran hindern.² Wieso also soll man dem Sprechen der Subjekte beziehungsweise dem Sinn – *meaning* – besondere Aufmerksamkeit schenken, wenn „Umstände“ außerhalb der Intentionen, der sinnhaften Deutung und der Selbstausslegung der historischen Subjekte den Gang der Geschichte bestimmen? Genügt es nicht, die „Umstände“ mit der Objektivität außerhalb des Denkens, Sprechens und Empfindens zu identifizieren, um zu verstehen, wieso die handlungsleitende Intention selten zum intendierten Ziel führt?³ Doch Marx ist überraschender, als es der bis heute anhaltende Bezug auf seinen Ökonomismus glauben machen könnte: Er bezeichnete in der Einleitung zum „18. Brumaire“ mit den „Umständen“ keineswegs die ökonomische Objektivität, sondern die „Tradition“, die wie ein „Alp auf dem Gehirne der Lebenden lastet“, die Tradition in Form von alten „Namen, Schlachtparole[n], Kostüm[en]“, das heißt eine *diskursive Tradition*, eine von der Vergangenheit „erborgt[e] Sprache“.⁴

Dieser methodische Geistesblitz Marx' hat sich allerdings nicht zur historiographischen Maxime entwickelt. Sprache blieb ein Problem der philologischen Quellenkritik mit ihrem Ziel, Texte soweit zu ‚reinigen‘ und verständlich zu machen, daß auf das ‚Gemeinte‘ durchgegriffen werden könne. Die Materialität historisch wandelbarer Zeichen und Sprachen wurde hermeneutisch zum bloßen Medium des Geistes verklärt.⁵

1 Philosophische Untersuchungen, Nr. 504, zitiert in: J. Simon, Sprache als Zeichen betrachtet, in: J. Trabant (Hg.), Sprache denken. Positionen aktueller Sprachphilosophie. Frankfurt 1995, S. 90. – Für wertvolle Hinweise und Kritik an einer früheren Fassung danke ich Valentin Groebner, Claudia Töngi, Jakob Tanner, Hubert Treiber, Raymond Borens, Manfred Hettling, Peter Schöttler und Esther Baur Sarasin.

2 K. Marx, Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte, in: ders. u. F. Engels, Werke, Bd. 8, Berlin 1988 (1960), S. 115.

3 So beispielsweise J. Rüsen, Rekonstruktion der Vergangenheit. Grundzüge einer Historik II: Die Prinzipien der historischen Forschung, Göttingen 1986, S. 36.

4 Marx, 18. Brumaire, S. 115.

5 Vgl. zur Hermeneutik als Diskurssystem, das die Materialität der Sprache eskamotiert, um das ideale Verhältnis von Text/Geist zu Lesen/Verstehen zu etablieren: F. A. Kittler,

Und während Marx die andere seiner beiden materialistischen Fahrten – neben den „Kostümen“ die „Produktion des Lebens“⁶ – favorisierte, hat sich erst auf der Voraussetzung des „Linguistic Turn“ in der Philosophie (Frege, Wittgenstein) seit den 50er Jahren ein „Linguistic Turn“ auch des historischen Denkens abzuzeichnen begonnen.⁷ In größtmöglicher Reduktion könnte man vielleicht sagen, die Hinwendung zur Sprache bedeute die Aufmerksamkeit für jene Bedingungen, die Sinn als deren kontingentes Produkt erzeugen, und damit die Dekonstruktion von jenem scheinbar evidenten, immer schon verstehbaren ‚Gemeinten‘, von dem Geistes- und Sozialwissenschaftler auszugehen können glaubten. Foucault hat rückblickend bemerkt, der Sinn, wie ihn die Phänomenologie beschreibe, sei seiner Generation in den 50er Jahren zum Problem geworden: „...le sens n'apparaît pas tout seul, il n'est pas ‚djà là‘, ou plutôt, ‚il y est déjà‘, oui, mais sous un certain nombre de conditions formelles. Et, depuis 1955, nous nous sommes principalement consacrés à l'analyse des conditions formelles de l'apparition du sens.“⁸

Ich will im folgenden die Frage diskutieren, wie man heute das Foucaultsche Problem des „Erscheinen des Sinns“ im Hinblick auf eine neue Kulturgeschichte konzeptualisieren könnte. Die Frage nach dem Sinn selbst ist natürlich nicht neu. Clifford Geertz beruft sich explizit auf Max Weber, wenn er schreibt, der Mensch sei ein Wesen, „das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei ich Kultur als dieses Gewebe ansehe“.⁹ Das Bild des Gewebes – mit Löchern und ohne festen Rand¹⁰ – ist aber, wie Geertz weiß, nur eine beschränkt brauchbare Metapher. Denn ob man mit Max Weber vom „Sinnzusammenhang“¹¹ spricht oder mit Geertz vom „Bedeutungsgewebe“: In jedem Fall stellt sich das Problem, wie dieses luftige Ding zu fassen sei.¹² In der deut-

Aufschreibesysteme 1800/1900, München 1995⁵, v.a. S. 11–34, und R. Barthes, Le discours de l'histoire, in: Information sur les sciences sociales 6/4. 1967, S. 65–75, v.a. S. 73 f.
6 K. Marx u. F. Engels, Die deutsche Ideologie, in: dies., Werke, Bd. 3, Berlin 1969, S. 29.

7 Besonders einflußreich L. Febvre, Combats pour l'histoire, Paris 1953, dt.: Das Gewissen des Historikers, Berlin 1988.

8 „Qui êtes-vous, professeur Foucault?“ Interview mit P. Caruso, zuerst erschienen in: La Fiera letteraria, XLII, Nr. 39, 1967, jetzt in: M. Foucault, Dits et écrits, Hg. D. Defert u. F. Ewald, Bd. 1, 1954–1969, Paris 1994, S. 602 (Hervorhebung durch mich, P.S.).

9 C. Geertz, Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur, in: ders., Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt 1983, S. 9.

10 Geertz, Person, Zeit und Umgangsformen auf Bali, in: ebd., S. 194–97, vgl. auch dort den Bezug auf Weber, S. 194.

11 So zum Beispiel in: Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen 1980, S. 2.

12 Kocka glaubt nicht, daß man das könne: „Die Begriffe sind nicht immer trennscharf, nichts läßt sich in der Geschichte schwieriger präzise erfassen als das luftige, vieldeutige Gebiet der Deutungen und Gebräuche, Werte und Lebensweisen („Kultur“).“ (J. Kocka, Bürgertum und Bürgerlichkeit als Probleme der deutschen Geschichte vom späten 18. zum frühen 20. Jahrhundert, in: ders. (Hg.), Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert, Göttingen 1987, S. 44, vgl. 47.)

schen Geschichtswissenschaft haben sich dazu verschiedene Strategien herausgebildet: die klassische des Historismus, der von den Intentionen bedeutender historischer Subjekte ausgeht; die Abkehr der Historischen Sozialwissenschaft von solchen Fragen überhaupt; dann die Alltagsgeschichte als – soweit sie Geertz ‚subjektorientiert‘ (miß)versteht – einer ‚Neo‘-Spielart des Historismus; sowie schließlich die partielle Übernahme der französischen Mentalitätsgeschichte in der deutschen Geschichtsschreibung der letzten zwanzig Jahre (I).

Angesichts der Probleme, die sich aus dieser Tradition ergeben, möchte ich Konzepte der poststrukturalistischen Diskursanalyse skizzieren, in der, wie das auch Geertz vorschlägt, das Gewebe in einzelne analysierbare Fäden aufgelöst wird, und die *gleichzeitig ein* anderes Konzept des Subjekts implizieren, als es in der deutschen Geschichtsschreibung bis heute wegleitend geblieben ist (II). Dabei werde ich anhand von Material aus einem eigenen Forschungsprojekt zur Geschichte des hygienischen Körpers im 19. Jahrhundert eine an Foucault und Roger Chartier orientierte Operationalisierungsmöglichkeit von Diskursen vorstellen. Im Ganzen geht es dabei letztlich um die Frage, ob eine auf Diskursanalyse basierende „new cultural history“¹³ bloß eine weitere Bindestrich-Geschichte ist, die ein weich gepolstertes Spezialgebiet ohne größere Relevanz behandelt, oder ob die kulturellen Systeme, Vorstellungen und Imaginationen, die diese neue Art von Kulturgeschichte untersucht, ihrerseits die Kraft haben, die ‚Realität‘ zu formen. Schließlich werde ich die Frage stellen, in welcher Weise die hygienischen Diskurse mit dazu beigetragen haben, jenes (bürgerliche) Subjekt hervorzubringen, dessen Autonomie-Fiktion heute noch in der meist nur impliziten und nicht bewußten Grundlagen-Methodologie der Geschichtswissenschaft eine fortgesetzte Verwirrung verursacht (III).¹⁴

I. „Sinn“ als Problem der Historiographie. Im Historismus ist Geschichtsschreibung seit Wilhelm von Humboldt die „Darstellung des Strebens der Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen“.¹⁵ Die Erkenntnis dieser „Ideen“ setzt voraus, daß sie in den Bewußtseinsakten der Subjekte durch den hermeneutischen Verstehensakt faßbar sind,

13 L. Hunt (Hg.), The New Cultural History, London 1989.

14 Ich werde mich hier auf Texte theoretisch-methodischer Art stützen und aus Platzgründen weitgehend darauf verzichten, empirische Beispiele für die von mir kritisch beleuchteten Ansätze oder der vom *Linguistic turn* beeinflussten Geschichtsschreibung zu diskutieren. Das hat zur Folge, daß meine Argumente zuweilen einen etwas ‚idealtypischen‘ Charakter haben, der oft pragmatischen, ja synkretistischen *Praxis* der Geschichtsschreibung nicht immer gerecht wird.

15 W. von Humboldt, Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers, Leipzig 1919, S. 35.

d.h. daß sie sich vor allem bei den „großen Individuen“¹⁶ als bewußte, rationale Intentionen zeigen. Indem der Historiker diese *interpretiert*, deutet er die *Realgeschichte*.¹⁷ Das bewußt sprechende Subjekt wurde damit zum Ankerpunkt der Geschichtswissenschaft; zwischen ihm und dem Historiker garantierte ein kantisches „großes Ich der Menschheit“¹⁸ die Übereinstimmung zwischen Historikersprache und dem Sprechen der historischen Subjekte. In kritischer Absetzung von dieser doppelten Idealisierung des Subjekts¹⁹ hat sich in der Historischen Sozialwissenschaft die Frage nach dem Sinn und mit ihm das Subjekt verflüchtigt. Die Formel von Jürgen Habermas, daß „der historische Zusammenhang nicht in dem aufgeht, was die Menschen wechselseitig intendieren“²⁰ wurde bekanntlich von Jürgen Kocka programmatisch als Basis-Argument für eine nicht-hermeneutische, sondern theoriegeleitete, von Individuen und Einzelfällen absehende, d.h. generalisierende und strukturanalytische Geschichtsschreibung vorgebracht.²¹ „Ereignisse, Handlungen und Personen [seien] soweit irgend möglich strukturgeschichtlich zu erfassen“, der „Rest“, der sich der Systematisierung des Materials im Rahmen explikativer Generalisierungsstrategien nicht fügt, bleibt der Erzählung überlassen.²² Vor allem in ihrer Konstitutionsphase bis in die frühen 80er Jahre hat die Historische Sozialwissenschaft faktisch die den gesellschaftlichen Prozeß determinierenden Strukturen als sozioökonomischen Zusammenhang nicht-intendierter Handlungsfolgen identifiziert. Zwar wurde zuweilen recht pauschal konzipiert, daß auch „Gebräuche und Gewohnheiten, unbewußte Verhaltensformen und kollekti-

16 J. Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen, Hg. W. Kraegi, Bern 1941, S. 42. Die Konzentration auf ‚bedeutende‘ Individuen ist für das historistische Argument zwar nicht notwendig (der ‚Geist‘ kann auch aus dem Munde ‚Unbedeutender‘ sprechen), aber sie prägte im Ganzen doch den Stil historistischer Geschichtsschreibung.

17 J. G. Droysen, Historik, Hg. P. Leyh, Stuttgart 1977, S. 22, vgl. S. 365, 404; vgl. J. Rüsen, Konfigurationen des Historismus, Frankfurt 1993, S. 259–61.

18 Droysen, Historik, S. 22, 366, 380; vgl. Burckhardt, Betrachtungen, S. 50; Humboldt, Aufgabe, S. 10; vgl. auch S. 23; vgl. H. Schnädelbach, Philosophie in Deutschland 1831–1933, Frankfurt 1983, S. 63–67.

19 Mit ihren Wirkungen bis heute, vor allem dank der durch Gadamer restaurierten hermeneutischen Epistemologie. Vgl. die überzeugende Gadamer-Kritik bei K.-G. Faber, Theorie der Geschichtswissenschaft, München 1982², S. 116–27; vgl. auch die ungebrochen positive Gadamer-Auslegung bei S. Fuchs u. M. Wingens, Sinnverstehen als Lebensform. Über die Möglichkeiten hermeneutischer Objektivität, in: GG 12. 1986, S. 477–501, und bei U. Daniel, Quo vadis, Sozialgeschichte? Kleines Plädoyer für eine hermeneutische Wende, in: W. Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, Göttingen 1994, S. 54–64.

20 J. Habermas, Zur Logik der Sozialwissenschaften (1970), Frankfurt 1977, S. 116.

21 J. Kocka, Theorien in der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte. Vorschläge zur historischen Schichtungsanalyse, in: GG 1. 1975, S. 10f.

22 J. Kocka, Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme, Göttingen 1982, S. 76f.; ders., Zurück zur Erzählung? Plädoyer für historische Argumentation, in: ders., Geschichte und Aufklärung, Göttingen 1989, S. 8–20.

ve Mentalitäten, Religions- und Wertsysteme“²³ Strukturen seien – aber offenbar nicht die (fast) alles erklärenden. „Kultur“ erschien meist als bloß deskriptiver Zusatz, welcher gegenüber der Analyse sozioökonomischer Strukturen kein Gewicht hatte.²⁴ Konzeptionell hat hermeneutisches Sinnverstehen – meist als Ideologiekritik auf der Basis einer Beschreibung ‚der Realität‘ – zwar Platz im Methoden-Set der Historischen Sozialwissenschaft und sind Kulturanalysen nicht ausgeschlossen,²⁵ doch zu einem eigentlichen Forschungskonzept mit einer entsprechenden Methodenreflexion hat sich das nie entwickelt.

Entsprechend der Trennung von strukturell Erfasbarem und dem „Rest“ wird das historische Subjekt als zweckrational handelndes konzipiert, eine idealtypische Konstruktion, die Max Weber allerdings mit der Einsicht darüber verknüpfte, daß über die Werte und Ziele dieses Subjekts nicht rational entschieden werden könne (was offen läßt, inwieweit diese Ziele selbst rational sind).²⁶ Aus dem vor dem Hintergrund des Nationalsozialismus begreiflichen Interesse an historischer Objektivität und herrschaftskritischer Rationalität²⁷ fordert Kocka, die Prinzipien wissenschaftlicher Rationalität „als Kriterien zur Abwägung konkurrierender Werte, Handlungsziele und Interessen im Bereich des privaten wie des gesellschaftspolitischen Handelns einzusetzen“.²⁸ Diese an Webers Grenzbegriff der „Persönlichkeit“ orientierte virtuelle Überbrückung des Bruchs zwischen Sein und Sollen²⁹ droht in der historischen Analyse das Sprechen und Handeln von Subjekten unter der Hand am Rationalitätsmodell des Wissenschaftlers zu messen (der sich auf „Meta-Werte“³⁰ stützt), was nicht nur zu den schon ausführlich kritisierten

23 Ein etwas begriffloses Sammelsurium (Kocka, Sozialgeschichte, S. 77).

24 Vgl. noch heute G. A. Ritter u. K. Tenfelde, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich, 1871 bis 1914, Bonn 1992, wo von 838 Textseiten deren rund 40 – also nicht einmal 5 % – der „Sozialisation durch Schule und Bildung“ und der „Arbeiterkultur“ übrigblieben.

25 Kocka, Sozialgeschichte, S. 75; vgl. die Aussagen zur Geschichtswissenschaft allgemein in J. Rüsen u. F. Jaeger, Historische Methode, in: Fischer Lexikon Geschichte, Hg. R. von Dülmen, Frankfurt 1990, S. 21.

26 Vgl. M. Weber, Wissenschaft als Beruf, Berlin 1975, S. 28; W. Schluchter, Religion und Lebensführung I: Studien zu Max Webers Kultur- und Werttheorie, Frankfurt 1991, S. 51; R. Brubaker, The Limits of Rationality. An Essay on the Social and Moral Thought of Max Weber, London 1984.

27 W. Schulze, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989, S. 201f., 281–85; H.-U. Wehler, Selbstverständnis und Zukunft der westdeutschen Geschichtswissenschaft, in: Fs. G. G. Iggers, Hagen 1991, S. 68–71.

28 J. Kocka, Max Webers Bedeutung, in: ders. (Hg.), Max Weber, der Historiker, Göttingen 1986, S. 16.

29 M. Weber, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre (WL), Tübingen 1988, S. 147–214, v. a. S. 151; vgl. H. Treiber, Nach-Denken in der Auseinandersetzung mit Max Weber: Zum „Persönlichkeitskonzept“ bei Schluchter (Ms. 1995, erscheint in Fs. W. Schluchter); diesem Text verdanke ich wichtige Anregungen.

30 Kocka, Webers Bedeutung, S. 16.

Anachronismen und Ethnozentrismen³¹ führen kann, sondern zugleich wiederum jenen „Rest“ zum Verschwinden bringt, den man als die nicht in Argumente einlösbaren ‚Anteile‘ am Subjekt bezeichnen könnte: Dieses wird so auf seine vornehmlich an ökonomische „Interessen“ und rational rekonstruierbare „Weltbilder“ zuweisbaren Konturen festgelegt.³² Dieses Subjekt handelt weder „irrational“ noch nach „freiem Willen“, sondern „zweckvoll-rational“, nach Maßgabe der im Rahmen des Möglichen liegenden Handlungszwecke.³³ Einzig die Wahl dieser Ziele ist von dem in Weltbildern gespeicherten Sinn gesteuert; diese „Sinnegebung“ erscheint der subjektiven Introspektion, wie sie allein der „Persönlichkeit“ ganz gelingt, als „letzte[r] Wertmaßstab“ der subjektiven Handlungsziele.³⁴ Auch wenn Weber wußte, daß diese idealtypische, nach dem Modell des Puritaners gebaute Konstruktion nicht unbedingt der Wirklichkeit entspricht,³⁵ gilt doch, daß das Webersche Subjekt nicht nur rational handelt, sondern sich selbst auch vollständig durchsichtig ist: Obwohl es in überindividuellen „Sinnzusammenhängen“ steht, kann es sich *idealiter* auf eine „denkende Besinnung auf die letzten Elemente [seines] sinnvollen Handelns“, seines „in letzter Linie Gewollten“ stützen – und daher widerspruchsfrei, d. h. rational handeln.³⁶ Das heißt umgekehrt aber auch: Der auf kulturellen Systemen basierende Sinn strukturiert das Denken, Wollen und Handeln des Subjekts nur insofern, als dieses sich in einer autonomen, selbsttransparenten Reflexion auf die *letzten* Gründe (!) seiner Wahl von Handlungszielen diese vielfältigen Deutungsangebote zu eigen macht, ohne dabei an persönlicher Kohärenz und Rationalität zu verlieren.

Meines Erachtens ist es entscheidend, daß die Historische Sozialwissenschaft in der Tradition des Historismus *und* Max Webers kulturelle Strukturen meist mit dem intentionalen Sinn rationaler Subjekte und diesen mit hermeneutischem Verstehen identifiziert hat.³⁷ Das hat den Nachteil, daß dieser Schule der deutschen Historiographie „das Inter-

31 H. Medick, ‚Missionare im Ruderboot‘? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: A. Lütke (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt 1989, S. 48–84.

32 Vgl. M. Weber, Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen, in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I (RS I), Tübingen 1988, S. 252; vgl. Schluchter, S. 75 ff.

33 M. Weber, Roscher und Knieps und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie, in: WL, S. 133.

34 Weber, Objektivität, S. 149–51.

35 Vgl. die Bemerkung, daß die idealtypische Konstruktion des rationalen Handelns alle „irrationalen, affektiv bedingten Sinnzusammenhänge des Sichverhaltens“ ausblende, womit „die Gefahr rationalistischer Deutungen am unrechten Ort naheliegt.“ (Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, S. 2 f.).

36 Weber, Objektivität, S. 149.

37 Eine Gleichsetzung, die ihre philosophische Validierung dann bei Habermas findet: J. Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns II: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft, Frankfurt 1981, z. B. S. 226 und 348; vgl. dazu kritisch A. Honneth, Kri-

esse an ‚meaning‘ [als ein] geradezu revisionistische[s] Programm“³⁸ erscheint, weil so die Intentionalität des historistischen Subjekts wieder als Ankerpunkt der Geschichtswissenschaft restauriert würde. Ist es also möglich, von Bedeutung zu reden, ohne sich damit zugleich die Altlasten der Intentionalität als Urgrund des Denkens aufzuladen? Die Alltagshistoriker und -historikerinnen haben bekanntlich versucht, die Erfahrungen, Wahrnehmungen und Deutungen der Subjekte ins Zentrum ihrer Überlegungen zu stellen. Das Subjekt und sein Alltag werden hier als Ort konzipiert, an dem die Vermittlung von Struktur und Ereignis, von bedingenden Umständen und Handlung geschieht, weil, wie Thomas Nipperdey schon 1973 bemerkte, Strukturen nicht ohne vermittelnde Deutungsprozesse auf das Handeln durchschlagen.³⁹ Eine zentrale Rolle bei diesem Versuch, die Struktur determiniertheiten der Sozialgeschichte aufzubrechen, kommt in jüngster Zeit dem Konzept der *Aneignung* zu. Dieses bezieht sich im wesentlichen auf Geertz,⁴⁰ auf das Konzept der *agency*, den Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten der eigenen alltäglichen Realität, wie es E. P. Thompson am Beispiel der Entstehung der englischen Arbeiterklasse diskutiert hat,⁴¹ und auf die „Kapital“-Theorie Pierre Bourdieus. Diese besagt, daß Individuen innerhalb eines Sets struktureller Faktoren (Klassenstruktur und Habitus) durchaus die Möglichkeit haben, im Medium einer rationalen Wahl ihre diversen „Kapitale“ – ökonomische, soziale, kulturelle, symbolische – zu optimieren, indem sie mit ihnen einen regen Handel treiben.⁴² Bourdieu bleibt allerdings dem Modell der *rationalen* Wahl treu (deren Rationalität sich gut hegelianisch daran mißt, daß sie den Linien des objektiv Funktionalist: Die Aneignungspraktiken sind der Optimierung der eigenen realen und symbolischen Kapitalpositionen streng funktional.⁴⁴ Daß Subjekte, geleitet von „kulturellen Systemen“ (Geertz), Dinge tun, die ihre im weitesten Sinne soziale Position nicht verbessern oder auch nur

tik der Macht. Reflexionsstufen einer kritischen Gesellschaftstheorie, Frankfurt 1985, S. 321.

38 Kocka, Sozialgeschichte, S. 90; vgl. Rösen, Rekonstruktion der Vergangenheit, S. 35 ff.

39 T. Nipperdey, Die anthropologische Dimension der Geschichtswissenschaft, in: G. Schulz (Hg.), Geschichte heute. Positionen, Tendenzen und Probleme, Göttingen 1973, S. 236.

40 Siehe zum Beispiel Geertz, Person, S. 192–95.

41 Vgl. auch E. P. Thompsons Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus von Louis Althusser in: Das Elend der Theorie. Zur Produktion geschichtlicher Erfahrung, Frankfurt 1980.

42 Siehe dazu im wesentlichen P. Bourdieu, Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft (1980), Frankfurt 1987.

43 P. Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der Grundlage der kabyliischen Gesellschaft (1972), Frankfurt 1979, S. 149–66.

44 Vgl. Bourdieu, Sozialer Sinn, z. B. S. 32–36.

stabilisieren, ist in diesem Modell zumindest eine stark unterbelichtete Möglichkeit.⁴⁵

Alf Lütke hat daher darauf insistiert, daß Menschen nicht nur die vorgefundenen „Bilder, Wörter und Grammatiken nutzen“, sondern sie „zugleich je von neuem variieren“⁴⁶ – und zwar in individueller Weise, ohne auf Gruppen- oder gar Klasseninteressen Rücksicht zu nehmen. Der Begriff „Eigensinn“, den Lütke zur Kennzeichnung dieser Praktiken benutzt, bezeichnet einerseits den Umstand, daß nicht „jedes Verhalten und jede Aktion“ auf der Folie rational rekonstruierbarer Kapitalpositionen „verständlich zu machen“ ist. Der entsprechende Anspruch auf Erklärbarkeit vergangenen Verhaltens muß etwa vor der „Rätselhaftigkeit ‚der Verhältnisse‘ und das Grauen vor der Ausweglosigkeit, welches Erfahrungszusammenhänge unterminiert und aufbricht“, versagen.⁴⁷ Das ist zweifellos überzeugend; dennoch stellt sich andererseits die Frage, ob das Konzept der Aneignung und des „Eigensinns“ nicht allzu stark davon ausgeht, daß die symbolischen Strukturen auch der versteckten, alltäglichen und nicht in berühmten Büchern kodifizierten Art offenbar längst bekannt und begriffen sind, und bloß noch deren Aneignung ein Forschungsproblem darstellt.⁴⁸ Unter dem Zeichen der Aneignung scheint dieses Subjekt des Eigensinns oft wunderbar bewußt und strategisch zu handeln. Hält man sich an den Aufsatz von Reinhard Sieder „Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?“, sind „Menschen nicht bloß Marionetten äußerer Bedingungen, nicht Gefangene in Strukturgehäusen, sonder *Akteure*“.⁴⁹ Diese seien zwar nicht „autonom“, seien „nicht – wie in der idealisti-

45 Vgl. Bourdieu, Entwurf, S. 167f. Siehe zu dieser Kritik auch P. Schöttler, Mentalitäten, Ideologien, Diskurse. Zur sozialgeschichtlichen Thematisierung der „dritten Ebene“, in: Lütke (Hg.), Alltagsgeschichte, S. 85–136, S. 129, Anm. 82.

46 A. Lütke, Geschichte und *Eigensinn*, in: Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Hg. Berliner Geschichtswerkstatt, Münster 1994, S. 145f. (Titel-Hervorhebung im Original). Vgl. zu einer solchen Position der Aneignung auch M. de Certeau, *L'invention du quotidien*, 1. Arts de faire, Paris 1990, z. B. S. XXXVIII.

47 Lütke, Geschichte und *Eigensinn*, S. 148f.

48 Geoff Eley spricht in bezeichnender Weise davon, daß die Alltagsgeschichte mit ihrer Untersuchung der täglichen Erfahrungen und Handlungsweisen der Menschen „den leeren Raum“ definiert und untersucht, „den der Faschismus zu füllen vermochte“. Leerer Raum? Also ein Raum ohne zum Teil langjährige kulturelle diskursive Traditionen, an die der Faschismus anknüpfen konnte, ja, die den Faschismus und seine Anhänger überhaupt erst hervorbrachten? Ein Raum, in dem davon in schöner Unabhängigkeit, im „alltägliche[n] Kontext“, angeeignet, gehandelt und mit dem Faschismus „verhandelt“ wurde und sich so die eigensinnigen und widersprüchlichen Arrangements des je individuellen Mitmachens und sich Distanzierens entwickelten? (G. Eley, Wie denken wir über Politik, Alltagsgeschichte und die Kategorie des Politischen, in: Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte, S. 21 und 27 [Hervorhebung durch mich, P.S.]).

49 R. Sieder, Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft? in: GG 20. 1994, S. 445–68, Zitat S. 448 (Hervorhebung im Original).

schen Geschichtsauffassung – ‚freie Individuen‘“, aber über das bloße Beschwören einer „*Dialektik* von den je und je vorfindlichen Handlungsbedingungen und den Praktiken der Akteure“⁵⁰ hinaus wird uns nicht gezeigt, wie dieser nicht-idealistische Akteur beschaffen ist. Vielmehr verraten Sieders Ausführungen, daß in einem mit weitestgehenden Geltungsansprüchen überladenen Aneignungs- und Eigensinn-Konzepts genau dieses Subjekt wieder aufersteht. Sieder schreibt, die soziale Wirklichkeit sei „doppelt konstituiert“: auf der einen Seite durch die „Strukturen des Sozialen, des Ökonomischen, des Politischen“, die er zusammenfassend „die Strukturen“ nennt, und auf der anderen Seite durch „die Handlungen, Deutungen, Ideologien und Diskurse der Akteure“ bzw. die „Handlungen, Deutungen, Ideologien, Diskurse und Mythen“.⁵¹

Nicht nur einzelne, ereignishaft Handlungen und Deutungen, die zumindest als Phänomene ins Feld der Aneignung und der *agency* gehören, stehen „den Strukturen“ gegenüber, sondern auch „Ideologien, Diskurse und Mythen“. Das Subjekt ist also in seinem Sprechen keineswegs ideologischen Wahrnehmungsmustern und mythischen Erzählformen – den Alpträumen diskursiver Traditionen – *unterworfen*, sondern verfügt über Diskurse wie über seine eigenen strategischen Handlungen und Deutungen im Machtfeld der Kapital(sorten)akkumulation. Das hat Konsequenzen für die historische Forschung. Die „poststrukturelle [sic] Sozialgeschichte“, so Sieder, „denkt Strukturen nicht mehr als die zähen Determinanten des Handelns und Deutens, sondern ‚strukturell‘ ist eine Eigenschaft der durch Handeln und Deuten hervorgebrachten Verhältnisse“.⁵² Strukturen sind mit andern Worten den Subjekten, ihrem Sprechen und ihrem Handeln nicht vorgängig, sondern werden selbst von den Subjekten laufend neu hervorgebracht – in mehr oder weniger freien und bewußten Schöpfungsakten, wie man zu folgern sich gezwungen sieht. Das ist mehr, als nur die Selbstdeutungen der historischen Subjekte wieder in den Blick zu nehmen. Denn – und da kann man sich gleichermaßen auf Geertz und die Poststrukturalisten stützen – die Selbstaussagen sind keinesfalls ein Letztes, gleichsam der Urquell des Sinns (*das* wäre tatsächlich der alte Historismus), sondern auch nur ein transistorisches Element, ein Teil der gesellschaftlichen Produktion von Bedeutungssystemen, die als solche dem einzelnen aneignenden Subjekt immer vorgängig sind.

Wenn man aufgrund dieser Überlegungen an der Möglichkeit zweifelt, das „Bedeutungsgewebe“ über die Intentionen oder Selbstdeutungen der Subjekte zureichend zu erfassen, ohne damit idealistischen Fiktionen zu erliegen oder dann doch wieder strukturfunktionalistisch zu argumen-

50 Ebd., S. 448 (Hervorhebung im Original).

51 Ebd., S. 448f.

52 Ebd., S. 452.

Struktur
als Sinns

tieren, scheint sich der Begriff der *Mentalität* aufzudrängen. Der Versuch von František Graus, den Ansatz der Mentalitätsgeschichte stringent zu fassen, kann dabei als Leitfaden dienen. Graus versteht Mentalitäten als „Muster“, die aus dem Hintergrund des Nicht-Explizierbaren heraus Verhaltensweisen und Meinungen strukturieren, indem sie Grenzen des Sagbaren errichten und Erwartungshorizonte bestimmen.⁵³ Es sind „funktionierende, oft widersprüchliche, aber immer strukturierte (nie amorphe) Systeme ... die das Handeln, Fühlen und die Meinungen von Menschen in Gemeinschaften mitbestimmen“.⁵⁴ Diese Hintergrundüberzeugungen nennt er ein schwer faßbares „Konglomerat“ von in sich oft widersprüchlichen sowie sozial und regional differenzierten Repräsentationen, Glaubenshaltungen, Verhaltensroutinen, die allesamt nicht in bewußter Rede reflektiert werden können.⁵⁵ Graus unterläuft damit den Glauben an das „bei Historikern immer noch so überaus beliebte psychologisierende Einfühlen (Verstehen)“ einer Intention.⁵⁶ Er faßt Mentalitäten als etwas auf, was „hinter“ der Sprache und ihren „Stilisierungen“, hinter allen Äußerungen und Gesten steht – mit anderen Worten: hinter allen rekonstruierbaren Zeichensystemen.⁵⁷ Was bleibt, wenn zwar hinter der Sprache nicht der Geist wohnt, es gleichwohl aber ein „hinter“ der Sprache geben soll? Offenbar der Körper; jedenfalls begreift Graus Mentalität metaphorisch nach einem physiologischen Erklärungsmodell: „Mentalität ist der gemeinsame *Tonus* langfristiger Verhaltensformen und Meinungen von Individuen innerhalb von Gruppen. ... Mentalitäten äußern sich sowohl in spezifischer Ansprechbarkeit auf *Impulse* als auch in *Reaktionsformen*.“ Und weil sich in solchen Verhaltensformen kein Geist äußert, sondern ein Tonus, kann man sich nicht verstehen, sondern bloß „testen“.⁵⁸ Forschungspraktisch läuft sein mentalitätsgeschichtliches Projekt zwar auf die Analyse sprachlicher Äußerungen und deutbarer Handlungen hinaus. Doch die Grenze seines Ansatzes liegt darin, daß seine Abneigung gegen Hermeneutik ihn daran hindert, *Sprache* als analysierbares Medium von Mentalität einzusetzen: Sprache als konkrete Äußerung und Sprache als Zeichensystem, das „hinter“ den „Meinungen und Verhaltensweisen“ liegt. Graus weiß

53 F. Graus, *Mentalität – Versuch einer Begriffsbestimmung*, in: ders. (Hg.), *Mentalitäten im Mittelalter*, Sigmaringen 1987, S. 14–16. Vgl. J. LeGoff, *Les mentalités, une histoire ambiguë*, in: ders. u. P. Nora (Hg.), *Faire de l'histoire*, Bd. 3: *Nouveaux objets*, Paris 1974, S. 76–94, siehe etwa die einleitenden Sätze, S. 74; dt. in: U. Raulff (Hg.), *Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse*, Berlin 1987, S. 18–32.

54 Graus, *Mentalität*, S. 48.

55 Ebd., S. 17.

56 Ebd., S. 36, 48.

57 Ebd., etwa S. 35 oder S. 47: „Die eigentliche Aufgabe der Mentalitätsforschung ließe sich als ein Vordringen hinter die Fassade der Stilisierungen definieren“.

58 Ebd., S. 17 (Hervorhebung durch mich, P.S.), 29, 38.

zwar, „daß ‚Sinn‘ jeweils nur durch die Kombination von Elementen entsteht, die isoliert nicht als sinnvoll angesprochen werden können“,⁵⁹ aber er kann nicht zeigen, wie das „Konglomerat“ der beobachteten Einzelphänomene von einer Sinn ermöglichenden Struktur abhängig ist. Auch die konkrete Genese von Vorstellungen und Verhaltensweisen bleibt gegenüber dem bloßen Feststellen ihrer vielfältigen Traditionen und Erscheinungsweisen unterbelichtet. Das ‚physiologische‘ Impuls-Reaktion-Modell beschreibt nur Einzelfunktionen der kulturellen Codes wie „Gegensätze“ oder die „Kippunkte“ zwischen positiven und negativen Wertungen,⁶⁰ aber es beschreibt nicht, wie Wissensformen hervorgebracht, verteilt und angeeignet werden.⁶¹

II. Konzepte der Diskursanalyse. Es stellt sich die Frage, ob die post-strukturalistische Diskursanalyse die Instrumente bereithält, zumindest einige der skizzierten Schwierigkeiten auszuräumen. An sich scheint der Begriff des Diskurses längst von seiner ubiquitären Verwendung ausgeht und seine Erklärungskraft erschöpft zu sein, und überdies hat sich in der Linguistik in den letzten zwanzig Jahren eine Vielfalt von Verwendungsweisen der Begriffe „Diskurs“ und „Diskursanalyse“ herausgebildet.⁶² Régine Robin und Jacques Guilhaumou, die nach dem Tod von Michel Pêcheux und Denis Maldidier zu den letzten Vertretern der Gründergeneration der Diskursanalyse in Frankreich gehören, haben daher mit etwas bitterer Ironie festgestellt, die Diskursanalyse sei bedroht durch das „tout discours“ in der heutigen sozialwissenschaftlichen Sprache, und sie scheinen zu schwanken, ob sie den Synkretismus der gegenwärtigen Begriffsverwendung und diskursanalytischen Methoden produktiv finden oder als Banalisierung ablehnen sollen.⁶³ Es besteht im Deutschen tatsächlich wenig Anlaß, von „Diskurs“ zu reden, wenn es ‚Text‘, ‚Aussage‘ oder ‚Diskussion‘ auch tun. Aber eine Diskursanalyse ist mehr als die Lektüre und Interpretation eines Textes oder die Rekonstruktion einer Debatte. Ich möchte daher hier von einem Schema möglicher Diskursanalysen ausgehen und einzelne Elemente dieses Schemas näher diskutieren.

59 Ebd., S. 14.

60 Ebd., S. 38.

61 Dies betont als Postulat hingegen LeGoff, S. 87f.

62 D. Maingueneau, *l'Analyse du Discours. Introduction aux lectures de l'archive*, Paris 1991, S. 15, unterscheidet sieben Arten von Diskurs bzw. Diskursanalyse; vgl. J. Guilhaumou u. a., *Discours et archive. Expérimentations en analyse du discours*, Lüttich 1994, S. 193 ff. Ausführliche bibliographische Angaben zur französischen Schule der Diskursanalyse finden sich hier und im Band von Maingueneau. Vgl. als Überblick über die gegenwärtigen Tendenzen die Aufsätze in: *Langages*, Nr. 117, Mars 1995, zum Thema „Les analyses du discours en France“.

63 Guilhaumou u. a., *Discours et archive*, S. 15 f. u. 182.

Das Geertz'sche Bild vom „Bedeutungsgewebe“, in das handelnde und sprechende Menschen verstrickt sind, hat die Metapher nahegelegt, die Kulturanalyse und -geschichte könne nicht Kulturen oder Mentalitäten als solche untersuchen, sondern müsse einzelne isolierbare *Fäden* dieses de facto ja ziemlich unentwirrbaren, sehr dichten Filzes zu isolieren versuchen. Geertz hat in einer etwas paradoxen Weise dazu zwei Strategien gleichzeitig formuliert: die „dichte Beschreibung“ von einzelnen Handlungs- und Deutungssituationen und die Rekonstruktion der „Regelmäßigkeiten“ der „kulturellen Systeme“, welche diese, vermittelt durch die Anwendung der Akteure, konstituieren. Das ist insofern zumindest auf den ersten Blick paradox, als der Eindruck entsteht, aus der „dichten Beschreibung“ selbst ließen sich alle Strukturmuster symbolischen Handelns rekonstruieren, die dann konsequenterweise auch gleich als die aktuellen Leistungen der Akteure mißverstanden werden können.

Die poststrukturalistische Diskursanalyse, die heute die amerikanische „Writing-Culture“-Diskussion zur Weiterentwicklung der Ethnologie über Geertz hinaus sowie auch den „New Historicism“ bestimmt,⁶⁴ basiert demgegenüber auf zwei Annahmen: Diskurse sind historisch eingrenzbar thematische Redezusammenhänge, die Möglichkeiten und Grenzen sinnvoller Rede und kohärenten sozialen Handelns bestimmen, und: Diskursivität bezeichnet im weiteren Sinn die Tatsache, daß die Sprache ein „Medium“ ist, das dem Sprechen seine Bedingungen diktiert. Daher ist Diskursanalyse gleichsam ‚mehrstufig‘. Sie umfaßt a) auf der Traditionslinie Foucaults die Beschreibung eines *thematischen* Diskurses als einer kulturellen Form – eines Fadens im Gewebe der Kultur –, die im Rahmen der sozialen Ausdehnung dieses Diskurses über diskurspezifische Regeln der Sagbarkeit und der Wahrheit Sinn produziert und verteilt; b) die Untersuchung von Rede- und Handlungssituationen, in welchen verschiedene, zuweilen konkurrierende Diskurse erscheinen; und c) die Rekonstruktion eines individuellen Redens bzw. eines einzelnen Textes als diskursiv geformt und polysemisch. In jeder dieser Stufen von einer ‚groben‘ zu einer ‚feinen‘, von einer ‚massenhaften‘ zu einer ‚individuellen‘ Untersuchung kann ein diskursanalytischer Ansatz zeigen, daß die Sinnproduktion der Sprecher in ihrem Reden, ihren Texten nicht auf ihre Intentionalität als ein Letztes bezogen werden kann, sondern gleichsam auf die Kreisbahn der zirkulierenden Signifikanten und der diskursiven Muster zurückführt – die ihrerseits jedoch ständig wieder vom individuellen Reden der Subjekte ‚unterbrochen‘ werden. Das ist im folgenden zu erläutern. Ich werde dabei Vorschläge von Roger Chartier zur Kulturgeschichte aufgreifen und auch

64 D. Bachmann-Medick, „Writing Culture“ – ein Diskurs zwischen Ethnologie und Literaturwissenschaft, in: *kea*, Sept. 1992, S. 1–20, bes. S. 17; M. Bassler (Hg.), *New Historicism – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, Frankfurt 1995, S. 7–28, bes. S. 14.

einige der theoretischen Grundlagen der Diskursanalyse in Erinnerung rufen.⁶⁵

II. 1. *Die Analyse diskursiver Formationen.* Auch nach dem „Linguistic Turn“ läßt sich kaum behaupten, Sprache sei nun zum Hauptuntersuchungsgegenstand der Historiker und Historikerinnen geworden. Die Zeiten der ersten Begeisterung über das Projekt „histoire et linguistique“ sind ohnehin vorbei. Es ist zweifellos ein Unterschied, ob man, wie Algirdas Greimas 1958 formuliert hat, sich einzig auf Sprachanalyse zurückzieht: „... la langue, en tant que système symbolique, est ce lieu où se passe l'histoire“; folgerichtig sind dann „les mots organisés en ensembles structurés ... ce plan objectif ... ou l'historien peut retrouver ... les structures de mentalité et les modèles de sensibilité collective“.⁶⁶ Oder ob man, wie Foucault – und das war seine Innovation –, diesem linguistischen und mentalitätsgeschichtlichen „objectivisme totalitaire“⁶⁷ mißtraut und sich, *fern* jeder Linguistik, darauf konzentriert, die Produktionsbedingungen historisch eingrenzbarer, singulärer Diskurse in ihrer empirischen Begrenztheit zu untersuchen, um zu sehen, wie für bestimmte Situationen ein bestimmter Sinn entsteht.⁶⁸

Dominique Maingueneau hat in dieser Perspektive vier Elemente herausgearbeitet, die das Objekt der Diskursanalyse ausmachen.⁶⁹ Sie untersucht erstens den *Ort* des Aussagens, das heißt den gemeinsamen, historisch, sozial und kulturell bestimmten Ausgangspunkt (nicht: Ursprung) einer Serie ähnlicher Aussagen. Das ist der Ort des legitimierten Sprechens, damit der Ort der Macht – oder der organisierten Gegenmacht –, der Ort einer zumindest gewissen Institutionalisierung. Dieser Ort ist auch der Platz, den ein Subjekt einnehmen muß, wenn es als Autor bzw. Sprecher im Rahmen eines Diskurses – und nicht in einem wilden Außen – etwas sagen will, daß gehört werden und als wahr gelten soll.⁷⁰

65 Obwohl die Allesleser unter ihren Verächtern das selbstverständlich alles schon ‚wissen‘ – oder sich vom freundlichen Referat-Stil von Georg G. Iggers darüber unterrichten lassen, daß die „Sprachtheorie“ von Barthes bis Derrida „gleichzeitig Nutzloses und Sinnvolles enthält“. (G. G. Iggers, *Zur „Linguistischen Wende“ im Geschichtsdenken und in der Geschichtsschreibung*, in: *GG* 21, 1995, S. 557–70).

66 A. Greimas, *Histoire et Linguistique*, in: *Annales* 1958, S. 110–14, Zitat S. 112.

67 Ebd.

68 M. Foucault, *L'Archéologie du Savoir*, Paris 1969, S. 155–65; ders., *Die Ordnung des Diskurses* (1971), Frankfurt 1977, S. 25. Die besten deutschsprachigen Darstellungen des Verhältnisses von Diskursanalyse, Linguistik und Geschichtswissenschaft stammen von P. Schöttler, *Sozialgeschichtliches Paradigma und historische Diskursanalyse*, in: J. Fohrmann u. H. Müller (Hg.), *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, Frankfurt 1988, S. 159–99, und ders., *Mentalitäten, Ideologien, Diskurse. Zur sozialgeschichtlichen Thematisierung der „dritten Ebene“*, in: Lüdtkke (Hg.), *Alltagsgeschichte*, S. 85–136.

69 Maingueneau, *l'Analyse du Discours*, S. 17–24.

70 Foucault, *L'Archéologie*, S. 90; ders., *Ordnung*, S. 24–26, und ders., *Qu'est-ce qu'un auteur?* in: *Dits et écrits*, Bd. 1, S. 789–821.

Zweitens geht es um die *Einschreibung*, das heißt das Aussagen als Wiederholung ähnlicher, vorgängiger Aussagen. Durch ihre Wiederholung, durch die Gleichförmigkeit des immer wieder etwas Ähnliches Sagens – und es ist ja genau die Beobachtung dieses empirischen Phänomens, die die Diskursanalyse begründet! – generieren miteinander verbundene Aussagen so etwas wie ein Kristallgitter, ein Ordnungsschema, mit anderen Worten: diskursive Regeln – Geertz spricht von „Regelmäßigkeiten“⁷¹ –, nach denen die Aussagen im Feld dieses Diskurses generiert, wiederholt und dauernd leicht modifiziert werden.

Drittens fragt Diskursanalyse nach den *Grenzen* und dem *Interdiskurs*, das heißt nicht nach dem (unmöglichen) stabilen Kern einer diskursiven Formation, sondern nach den Grenzziehungen, den Verboten des Sagbaren und den Verbindungen und Vermittlungselementen zu anderen Diskursen. In diesem Zusammenhang spielen eine wichtige Rolle die von Jürgen Link besonders untersuchten „Kollektivsymbole“, jene diskursiven Elemente, die zu einer bestimmten Zeit in vielen Diskursen vorkommen und als Ressource von Verstehbarkeit und Evidenz dienen.⁷² Vom Interdiskurs und von den Grenzen zu reden heißt, die Konflikthaftigkeit, die umkämpften Bedeutungen von semantischen Einheiten zu untersuchen. Reinhart Koselleck hat überzeugend gezeigt, wie die schwankenden Sinngehalte von politischen Schlüsselbegriffen Konflikte und sozialen Wandel repräsentieren.⁷³

Viertens kann man sagen, daß diese genannten drei Elemente ein *Archiv* konstituieren, das heißt die in den Texten einer diskursiven Tradition gespeicherten und im Verhältnis zu allen denkbaren Sätzen über einen Gegenstand faktisch immer „seltenen“ Aussagemöglichkeiten, welche eine bestimmte aktuelle (Wieder-)Aussageweise legitimieren.⁷⁴ Ein

71 Geertz, Person, S. 197.

72 J. Link u. W. Wülfing (Hg.), *Bewegung und Stillstand in Metaphern und Mythen. Fallstudien zum Verhältnis von elementarem Wissen und Literatur im 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1984; vgl. J. Link, *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse*, München 1983.

73 R. Koselleck, *Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte*, in: ders., *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*, Stuttgart 1979, S. 19–36; ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt 1985². Aus der Perspektive der Diskursanalyse ist gegenüber dem Projekt der Begriffsgeschichte einzuwenden, daß es problematisch sein kann, erstens, sich auf Haupt- und Staats-Begriffe zu beschränken, sowie, zweitens, die Bedeutungsvielfalt von Begriffen allein als zeitliches, historisches Problem zu thematisieren und ihre vielfältigen diskursiven, das heißt synchronen Bedeutungseffekte auszublenken. Beides zusammen kann einen Rückfall in traditionelle Geistesgeschichte zur Folge haben. Siehe zu dieser Kritik und zu einem ihr entsprechenden ähnlichen Forschungsprojekt sowie als methodischen Überblick: R. Reichardt, *Zur Geschichte politisch-sozialer Begriffe in Frankreich zwischen Absolutismus und Restauration. Vorstellung eines Forschungsvorhabens*, in: *Zs. für Literaturwissenschaft und Linguistik* 47, 1982, S. 49–74.

74 Vgl. M. Pêcheux, *Über die Rolle des Gedächtnisses als interdiskursives Material*. Ein

diskursives Archiv – das eine Konstruktion der Analyse ist – zu untersuchen bedeutet, anhand einer Serie von Texten die wesentlichen Aussagen zu sichten und zu ordnen: „Das und jenes“, läßt sich dann sagen, *war* um 1800 die Biologie, die Gerechtigkeit, der Mensch (s.u.).

Diskursanalyse in der Traditionslinie Foucaults hat zum Ziel, die polysemische Sinnproduktion, die sich auf der Analyse textueller Oberflächen zeigt (s.u.), von ihrer sozialen, diskursiven Seite her auf jene Hauptvektoren zu untersuchen, die Bedeutung massenhaft erzeugt und verbreitet haben und damit das Denken und Handeln der Vielen strukturierten. Roger Chartier hat diese Linie der Diskursanalyse für die Geschichtswissenschaft fruchtbar gemacht,⁷⁵ indem er zum einen die Untersuchung von Texten als *diskursiven Serien* empfiehlt, um die Regelmäßigkeiten des Sagens, der Einschreibung und des Archivs überhaupt erst zu fassen, und zum anderen, indem er die Entstehung von Sinn durch die Praktiken der *Buchproduktion* und der *Lektüre* zu untersuchen vorschlägt, um den historischen *Ort* des Diskurses in seinen Medien und in seiner Aneignung empirisch genauer zu bestimmen. Er verknüpft damit serielle Strategien mit solchen des mikroskopischen Blicks auf einzelne Bücher und Leser und führt die eher ‚spekulativen‘ Konzepte Foucaults resolut in den Bereich der historiographischen Empirie.

Chartier geht davon aus, daß Sinn letztlich immer nur in Form von (schriftlichen oder mündlichen) *Texten* wahrgenommen werden kann.⁷⁶ Allerdings sei der Sinn nicht allein ein durch diskursive Aussageregeln begrenzter Wahrheits-effekt. Denn erstens existieren nach Chartier Sinn und Wahrheiten „qu’à partir du moment où ils devienent des réalités physiques“, also nur auf der Basis physischer Lettern oder akustischer Laute.⁷⁷ Und diese Lettern oder Laute evozieren nicht nur in ihrer Differenzialität als Zeichensystem, sondern auch in ihrer konkreten typographischen Gestaltung Sinn. Zweitens argumentiert er, beeinflußt von

Forschungsprojekt im Rahmen der Diskursanalyse und Archivlektüre, in: H. Woetzel u. M. Geier (Hg.), *Das Subjekt des Diskurses*, Berlin 1983, S. 50–58.

75 R. Chartier, *Texts, Printing, Readings*, in: Hunt, S. 154–75, siehe v.a. S. 168; vgl. ders., *Le monde comme représentation*, in: *Annales E.S.C.* 1989, S. 1505–20, bes. S. 1508, 1517; ders., *Kulturgeschichte zwischen Repräsentation und Praktiken*; Einleitung zu ders., *Die unvollendete Vergangenheit. Geschichte und die Macht der Weltauslegung*, Berlin 1989, S. 7–20; ders., *Intellektuelle Geschichte und Geschichte der Mentalitäten*, in: *Freibeuter* 29, 1986, S. 22–31, und 30, 1986, S. 21–35; ders., *The Chimera of the Origin: Archaeology, Cultural History, and the French Revolution*, in: J. Goldstein (Hg.), *Foucault and the Writing of History*, Cambridge/Mass. 1994, S. 167–86; G. Noiriel, *L’histoire culturelle aujourd’hui. Entretien avec Roger Chartier*, in: *Genèses* 15, 1994, S. 115–29; vgl. P. Bourdieu u.a., *Dialog über die Kulturgeschichte*, in: *Freibeuter* 26, 1985, S. 22–37.

76 P. Bourdieu u. R. Chartier, *La lecture: une pratique culturelle (Gesprächsaufzeichnung)*, in: R. Chartier (Hg.), *Pratiques de la lecture*, Marseille 1985, S. 221.

77 R. Chartier, *L’Ordre des livres. Lecteurs, auteurs, bibliothèques en Europe entre XIVe et XVIIIe siècle*, Aix-en-Provence 1992, S. 8.

der Kulturanthropologie, daß Leserinnen und Leser sich Texte im Rahmen kultureller Kompetenzen, wie sie die Leseforschung untersucht,⁷⁸ individuell aneignen müssen: primär nach ihren unterschiedlichen Fähigkeiten, mit Gedrucktem umzugehen, dann aber auch nach ihren unterschiedlichen Interessen und Erwartungen, die sie mit einem Buch verbinden. Daher verändert Lektüre ‚den‘ Sinn eines Textes noch einmal.⁷⁹ Das öffnet zwei Untersuchungsperspektiven, die beide gleichsam vor und hinter der im Foucaultschen Sinne diskursiven Sinnproduktion ansetzen.⁸⁰ ‚Hinter‘, indem sie Gewicht auf die sozial, kulturell und natürlich historisch unterschiedlichen Formen der Lektüre legt, die „par définition, est rebelle et vagabonde“,⁸¹ die sich nicht immer an die vom Autor und seinem Verleger vorgegebenen Weisen der Aneignung und des ‚richtigen‘ Verständnisses eines Textes hält.⁸² Das allerdings muß mangels Quellen über die tatsächlichen Praktiken der individuellen Lektüre, über die subjektive Aneignung von Texten weitgehend ein Postulat bleiben. Fruchtbarer ist daher das Ansetzen ‚vor‘ der textuellen, diskursiven Sinnproduktion bei den typographischen und verlegerischen Strategien der Buchproduktion, die die Aneignung beeinflussen, denn „le plus souvent, le seul indice de l'usage du livre est le livre lui-même.“⁸³ Autoren und Verleger stellen sich immer bestimmte Leserinnen und Leser vor – „ideale Leser“, wie Umberto Eco sagt.⁸⁴

Vor allem Verleger versuchen, durch die Art der Illustration und der typographischen Gestaltung, durch den Umfang, die Preisgestaltung und die Vertriebsweisen ein bestimmtes Publikum anzusprechen, und sie versuchen zusammen mit den Autoren, den Lesern und Leserinnen zu suggerieren, wie sie das Buch lesen und ‚gebrauchen‘ sollen. Das heißt, man untersucht, welche „Protokolle“ möglicher Lektüren schon im

78 Vgl. dazu als Grundlage R. Schenda, Volk ohne Buch: Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe, 1770–1910, Frankfurt 1970; R. Engelsing, Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500–1800, Stuttgart 1974; E. Schön, Der Verlust der Sinnlichkeit oder die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätswandel um 1800, Stuttgart 1987; F. Furtet u. M. Ozouf, Lire et écrire. L'alphabetisation des français de Calvin à Jules Ferry, Paris 1977; R. Chartier (Hg.), Les Usages de l'imprimé, Paris 1987; M. Lyons, Le triomphe du livre. Une histoire sociologique de la lecture dans la France de XIXe siècle, Paris 1987; J. Smith Allen, In the Public Eye. A History of Reading in Modern France, 1800–1940, Princeton 1991.

79 Chartier, monde, S. 1510.

80 Ebd., S. 1509.

81 Chartier, ordre, S. 8.

82 Chartier, Texts, S. 157.

83 R. Chartier, Du livre au lire, in: ders. (Hg.), Pratiques, S. 87.

84 U. Eco, Im Wald der Fiktionen. Sechs Streifzüge durch die Literatur, Hamburg 1994. Die Literaturtheorie – neben Eco vor allem Wolfgang Iser und andere – hat sich in den letzten zwanzig Jahren intensiv mit dem in jedem Text implizierten, vorausgesetzten Leser beschäftigt. Diese Perspektive bleibt weiter zu durchdenken und für die Quellenlektüre der Historiker fruchtbar zu machen.

Buch eingeschrieben sind.⁸⁵ Mindestens die vorgestellten Leser und Leserinnen (die ja ein gutes Stück weit mit den realen korrespondieren müssen, wenn der Verlag etwas verdienen will) können so rekonstruiert werden. Zusammen mit den Überlegungen der Leseforschung zu den sozialen, regionalen und geschlechtsspezifischen Modi der Lektüre – das bedeutet auch: verschiedenen Arten, ein und dasselbe Buch zu gebrauchen – lassen sich so relativ genaue Aufschlüsse zur Frage gewinnen, welche sozialen Gruppen wann was gelesen haben und damit auch gewußt haben konnten.⁸⁶

II. 2. *Der hygienische Diskurs als Beispiel.* Die Frage, wer wann was wußte, stellt sich im Rahmen meines Forschungsprojektes zur Geschichte des hygienischen Körpers im 19. Jahrhundert; an diesem Beispiel läßt sich kurz zeigen, wie eine Diskursanalyse im Sinne von Foucaults und Chartiers Konzepten organisiert werden könnte. Hygiene ist einer der diffusen und omnipräsenten Schlüsselbegriffe des 19. Jahrhunderts. Wer wissen möchte, wie im 19. Jahrhundert über den Körper in seinem Verhältnis zur Stadt, zur Industrie und zu den vielen anderen Körpern gesprochen wurde, sieht sich in den unterschiedlichsten Themen und Kontexten ständig auf Hygiene und eine – wie man in solchen Fällen zu sagen pflegt – „Flut“ hygienischer Schriften aller Art verweisen, die gleichsam den Kern dieses Diskurses darstellen. Die *Ansatzpunkte* meiner diskursanalytischen Untersuchung von Hygiene sind daher erstens die serielle Erfassung dieser Textproduktion, um die Struktur ihrer materiellen Produktions- und Distributionsformen zu erkennen; zweitens die Untersuchung der Protokolle der Lektüre; drittens die Rekonstruktion der grundlegenden diskursiven Regelmäßigkeiten; viertens eine Skizze des populärwissenschaftlichen Interdiskurses und fünftens die Konfrontation des Hygienediskurses mit konkurrierenden Formen des Aussagens über den Körper.

1. Unter anderem wegen der Einheitlichkeit des Begriffs *hygiène* ist die serielle Erfassung der Hygienetexte am französischen Beispiel leichter möglich als am deutschen. Ich setzte bei dem von den Zeitgenossen gewählten Klassifikationssystem an und unterstelle, Hygiene sei primär das, was in dem von Otto Lorenz (einem in Paris niedergelassenen Leipziger Buchhändler) herausgegebenen „*Catalogue Général de la Librairie Française*“ zwischen 1840 und 1921 unter dem Lemma „Hygiène“ er-

85 Chartier, in: Bourdieu u. Chartier, la lecture, S. 222. Gérard Genette spricht in diesem Zusammenhang vom „Paratext“, das heißt von jenen Elementen eines gedruckten Textes, die auf ihn hinweisen, ihn einleiten, ihn in einen thematischen Zusammenhang stellen, Hinweise auf seinen richtigen Gebrauch geben, seine Bedeutung unterstreichen und seinen Sinn erläutern: Titel und Untertitel, Illustrationen, Vorworte, Adressaten, Klappentexte, Inserate und ähnliches. Vgl. G. Genette, Palimpseste. Literatur auf der zweiten Stufe (1983), Frankfurt 1993, S. 11.

86 Chartier, livre, S. 82.

Rekonstruiert
müssen
die vom
vorgestellten
Leser können
rekonstruiert
werden.

scheint.⁸⁷ Schon diese Beschränkung ist natürlich arbiträr, etwa, weil auch unter anderen Lemmas Schriften zu finden sind, die zur Hygiene gezählt werden könnten. Doch abgesehen von der Notwendigkeit, endlose Definitionsprobleme bei der Datenerfassung zu vermeiden, ist eine eindeutige Abgrenzung eines Diskurses weder möglich noch wünschenswert; vielmehr geht es darum herauszufinden, welcher Verdichtung im Geflecht aller Texte und Diskurse die Zeitgenossen den Namen „Hygiene“ gegeben haben. Natürlich ist auch die Beschränkung auf die im „*Catalogue Général*“ erfaßten Texte sowie die Periodisierung im einzelnen zu diskutieren und zu begründen, was ich hier nicht tun kann. Allein, vorausgesetzt, eine solche Begründung sei möglich und das Klassifikationssystem des „*Catalogue Général*“ ein sinnvoller Ausgangspunkt, kann auf dieser Basis die quantitative Analyse der *Buchproduktion und -distribution* nach den Parametern Autor, Titeltabelle und Typus, Format, Preis, Umfang, Auflagezahl (die Auflagehöhen sind leider nicht zu haben), Verlag, Verlagsort und Adressaten durchgeführt werden.

Zwischen 1840 und 1921 wurden in Frankreich 1041 Schriften auf den Markt gebracht, die im „*Catalogue Général*“ unter dem Namen Hygiene rubriziert wurden. Gemäß deren Unterlemmas kann man dabei verschiedene Typen unterscheiden (*Hygiène privée*, *hygiène publique* und *hygiène professionnelle*, um nur die wichtigsten zu nennen). Diese Daten lassen sich im einzelnen analysieren, indem man etwa ihre Beziehung zur Entwicklung des gesamten Buchmarktes diskutiert; die Preisentwicklung in den verschiedenen Kategorien untersucht; Verleger und ihre Publikationsstrategien sowie Autoren und ihre Publikationsstätigkeit in diesem Diskurs analysiert etc. Dann läßt sich etwa zeigen, daß die Publikationen zur *Hygiène privée* während des gesamten Untersuchungszeitraumes die Textproduktion quantitativ dominierten und mehrheitlich (50,6 %) in einem Preissegment auf den Markt kamen, das präzise der kleinbürgerlichen Kaufkraft bzw. Kaufbereitschaft entsprach. Nichtbürgerliche Leserinnen und Leser, die sich für wenige Sous die Zeitung kaufen oder – um den deutschen Ausdruck zu verwenden – ab und zu einen Groschenroman, fanden in der Preisklasse unter einem Franc (= 20 Sous) nur ein sehr geringes Angebot vor: im Durchschnitt eine Publikation pro Jahr auf dem gesamten französischen Buchmarkt.⁸⁸

87 O. Lorenz, *Catalogue Général de la Librairie Française, Table des Matières*, Paris 1879 ff. Vgl. R. Estivals, *La statistique bibliographique de la France du XVIIe au XXe siècle*, Anhang in: ders., *La statistique bibliographique de la France sous la monarchie au XVIIIe siècle*, Paris 1965, S. 408–15; Smith Allen, S. 36–39; F. Barbier, *Une production multipliée*, in: *Histoire de l'Édition Française*, Hg. H.-J. Martin u. R. Chartier, Bd. 3: *Le Temps des éditeurs*, Paris 1985, S. 103–21; ders., *Entre France et l'Allemagne: Les Pratiques bibliographiques au XIXe siècle*, in: *Revue de Synthèse* 1992, Nr. 1–2, S. 41–53.

88 Die genauen Angaben und Nachweise kann ich hier nicht im Detail anführen.

Diese Art von empirischer Feststellung, wann und wo zu welchem Preis ein Text als Träger eines bestimmten diskursiven Sinns erscheint, hat Bedeutung im Zusammenhang mit der Frage nach dem Status des hygienischen Wissens: Ich versuche so zu zeigen, daß der hygienische Körper ein bürgerliches Modell ist, dem gleich zu werden zuerst einmal die Bürger und Bürgerinnen selbst nachstrebten und um das sich Ideen, Handlungsanweisungen, Normen, Vorstellungen und Imaginationen rankten, die die Bürger und Bürgerinnen selbst beschäftigten. Zweifelloos ist es nicht falsch zu sagen, daß die Hygieniker und Sozialreformer aller Art in vielfältigster Weise versucht haben, im Zuge der Disziplinierung und Moralisierung der nichtbürgerlichen Schichten diesen Menschen hygienische Verhaltensstandards aufzuzwingen. Doch man hat bei der Formulierung dieser gängigen Thesen⁸⁹ einerseits die Wirkungen von einigen Publikationen für Arbeiterfrauen und von einigen Kursen zur rationalen Haushaltung überschätzt, andererseits aber die Tatsache unterschätzt, daß der Großteil der Hygiene-Publikationen sich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts an bürgerliche und kleinbürgerliche Leser und Leserinnen gerichtet hat, wie meine Zahlen für Frankreich eindeutig belegen. Das läßt sich nur in einer seriellen Analyse zeigen,⁹⁰ zudem sprechen auch die Erkenntnisse der deutschen Arbeiterkulturforchung eindeutig gegen die Annahme, die große Masse der Arbeiterschaft hätte sich im 19. Jahrhundert lesend mit den Feinheiten der hygienischen Sorge um sich vertraut gemacht.⁹¹ Kurz: Mit der Fixierung auf die etwas

89 A. Labisch, „Hygiene ist Moral – Moral ist Hygiene“ – Soziale Disziplinierung durch Ärzte und Medizin, in: C. Sachße u. F. Tennstedt, *Soziale Sicherheit und soziale Disziplinierung. Beiträge zu einer historischen Theorie der Sozialpolitik*, Frankfurt 1986, S. 265–85; U. Frevert, „Fürsorgliche Belagerung: Hygienebewegung und Arbeiterfrauen im 19. und frühen 20. Jahrhundert“, in: *GG* 21. 1985, S. 420–46.

90 Vgl. als seltenes Beispiel für eine solche Perspektive J. Mathieu, *Sanierung der Volkskultur: Massenmedien, Medizin und Hygiene 1850–1900*, in: *Medizin, Gesellschaft und Geschichte (MedGG)* 12. 1993, S. 106; vgl. zum Forschungsprojekt, in dessen Rahmen diese Untersuchung durchgeführt wurde, J. Messerli u. ders., *Unterhaltungs- und Belehrungsblätter in der deutschen Schweiz 1850–1900. Eine Quelle zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte*, in: *Schweizerische Zs. für Geschichte* 42. 1992, S. 173–92.

91 D. Langewiesche, *Zur Freizeit des Arbeiters. Bildungsbestrebungen und Freizeitgestaltung österreichischer Arbeiter im Kaiserreich und in der Ersten Republik*, Stuttgart 1979, z.B. 175 f., 184 ff.; ders., *Arbeiterbildung in Deutschland und Österreich. Konzepte, Praxis und Funktionen*, in: W. Conze u. U. Engelhardt (Hg.), *Arbeiter im Industrialisierungsprozeß. Herkunft, Lage und Verhalten*, Stuttgart 1985, S. 439–64; H. J. Steinberg, *Lesegewohnheiten deutscher Arbeiter*, in: P. von Rüden (Hg.), *Beiträge zur Kulturgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1848–1918*, Frankfurt 1979, S. 263–80; V. L. Lidtke, *The Alternative Culture. Socialist Labor in Imperial Germany*, New York 1985, S. 178–91; E. Lerch, *Kulturelle Sozialisation von Arbeitern im Kaiserreich*, Frankfurt 1985, S. 277–93; L. von Werder, *Arbeiter- und Volksbildung*, in: W. Ruppert (Hg.), *Die Arbeiter*, München 1986, S. 316–24; G.-J. Glaessner, *Wissen ist Macht – Macht ist Wissen*, in: ders. u. a. (Hg.), *Studien zur Arbeiterbewegung und Arbeiterkultur in Berlin*, Berlin 1989, S. 237–69; vgl. Ritter u. Tenfelde, S. 727 ff.

überschätzte sozialdisziplinierende Wirkung des bürgerlichen Hygiene-Diskurses überspringt man allzu schnell den Ort des *Entstehens* von Vorstellungen, Bezeichnungen, Bewertungen und Klassifikationssystemen, mit denen der moderne Körper im 19. Jahrhundert codiert wurde. Eine empirisch abgestützte Analyse der Medien dieses Diskurses kann zeigen, daß noch vor jeder repressiven Durchsetzung, jeder „fürsorglichen Belagerung“ oder jedem gesunkenen Kulturgut, mithin noch vor jeder Bewegung von ‚oben‘ nach ‚unten‘ der hier interessierende Diskurs bis ans Ende des 19. Jahrhunderts in einem noch weitgehend bürgerlichen Raum zirkulierte.

2. Der zweite Untersuchungsschritt besteht darin, ausgehend von Titelblättern, Vorworten usw. die *Protokolle der Lektüre* zu rekonstruieren, das heißt die Art und Weise, wie Bücher ihre Leser durch „Ankündigungen, offene oder versteckte Signale, vertraute Merkmale oder implizite Hinweise für eine ganz bestimmte Weise der Rezeption“ „prädisponier[en]“.⁹² Inhaltlich können es beispielsweise signalartige Hinweise auf philosophische Konzepte sein wie etwa im Fall des am Ende des 19. Jahrhunderts vielgelesenen „Vorposten der Gesundheitspflege“ des Schweizer Arztes Lorenz Sonderegger, dessen Untertitel die individuelle Hygiene in Zusammenhang mit dem „Kampf um's Dasein der Einzelnen und ganzer Völker“ bringt.⁹³ So wird, bevor eine einzige Textzeile gelesen ist, der individuelle gesundzuerhaltende Körper in eine direkte Linie mit dem Volkskörper und beide in den Kontext eines Darwinschen Ringens um das schiere Überleben gestellt. Oder es können im Paratext⁹⁴ Hinweise zur Leserschaft gegeben werden, die von simplen Untertiteln wie „für das Landvolk“, „à l'usage des jeunes filles“ oder „des travailleurs“ bis zu eigentlichen Reflexionen darüber gehen können, wer das vorliegende Buch lesen könne und wie jene, die es wohl lesen werden, dann seine Inhalte verbreiten sollen. Diese Art von paratextuellen Hinweisen und Bemerkungen lassen sich in einer systematischen Auswertung zu einem Bild montieren, das zusammen mit den Resultaten des ersten Untersuchungsschritts – Preise, Auflagen, Umfang, usw. – und mit den (augenscheinlich vorläufigen) Resultaten der sozialhistorischen Leseforschung zu empirisch relativ breit abgestützten Aussagen über die Eindringtiefe und über die möglichen Rezeptionsweisen eines Diskurses weiterentwickelt werden kann.

3. Inhaltlich stellt sich die Frage der genaueren Identifizierung jenes bis jetzt erst dem Namen – Hygiene – nach bekannten Diskurses, mit

92 H. R. Jauss, *Literaturgeschichte als Provokation*, Frankfurt 1970, S. 175; vgl. auch J. M. Goulemot, *De la lecture comme production de sens*, in: Chartier, *Pratiques de la lecture*, S. 83–100.

93 L. Sonderegger, *Vorposten der Gesundheitspflege im Kampf ums Dasein der Einzelnen und ganzer Völker*, Berlin 1873².

94 Genette. S. 11.

anderen Worten die Frage, welche textuellen Gemeinsamkeiten und Regeln all diese unter dem Lemma „Hygiène“ zusammengefaßten Bücher und Broschüren inhaltlich verbinden und damit als Diskurs organisieren. Welche Redeformen, Klassifikationen und Themen tauchen unter dem Titel Hygiene so häufig und signifikant auf, daß man sie als die Einschreibung einer diskursiven Regel begreifen kann? Das Beispiel Hygiene hat den Vorzug, in dieser Hinsicht exemplarisch zu sein. Denn der moderne hygienische Diskurs greift in gleichsam neoklassischer Weise ein antikes Schema auf, wie es nicht zufällig im Artikel „Hygiène“ in der „*Encyclopédie*“ von 1765 erscheint: die auf Hippokrates und Galen zurückgehende Einteilung der *sex res non naturales* und damit verbunden die humoralpathologische Temperamentenlehre mit ihrer Vorstellung eines je individuellen „Gleichgewichts“ als Ausdruck der Gesundheit.

Das Schema der *sex res*, die möglichen Handlungsfelder eines freien Mannes im Hinblick auf sein körperliches und geistiges Wohl (Licht und Luft, Ernährung, Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen, Ausscheidungen, Gemütsbewegungen)⁹⁵ strukturiert in modifizierter Form während mehr als hundert Jahren virtuell alle Texte zur Hygiene; vor allem die großen Lehrbücher der Epoche halten sich an dieses Klassifikationsgitter des Sagbaren.⁹⁶ Das zeigt gut das Funktionieren solcher diskursiver Strukturmuster: Als relevant für die *Gesundheit* der Körper in der Industriegesellschaft konnte nur erscheinen, was in dieses im Lauf des 19. Jahrhunderts bis zum Auftauchen der Bakteriologie nur leicht modifizierte Schema paßte.⁹⁷ Die einzige wesentliche Verschiebung betraf die Subjektposition des Diskurses, indem diese schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht mehr nur das bürgerliche, seine eigene Welt gestaltende Subjekt einnimmt (*hygiène privée*), sondern staatliches Handeln, angeleitet von medizinischen Experten, als zweite relevante Möglichkeit hinzutritt (*hygiène publique*).⁹⁸

4. Die Modernität des Hygienediskurses besteht u. a. darin, daß er sich in ganz anderer Weise als die Gesundheitsratgeber des Ancien Régime auf die interdiskursiven Muster der Populärwissenschaft stützt. Auch

95 Vgl. G. Wöhrle, *Studien zur Theorie der antiken Gesundheitslehre*, Stuttgart 1990; A. Emch-Déraz, *The non-naturals made easy*, in: R. Porter (Hg.), *The Popularization of Medicine, 1650–1850*, London 1992. Auch die ältere Medizin basierte auf dieser Tradition; neu im 19. Jh. ist hingegen, daß auf ihrer Basis Hygiene als spezialisierter Diskurs, als eigenständige medizinische Wissenschaft zu etablieren versucht wurde.

96 Vgl. etwa M. Lévy, *Traite d'Hygiène*, 2 Bde., Paris 1844.

97 Das komplexe Verhältnis zwischen Pathologie, Therapeutik sowie Physiologie auf der einen Seite und Hygiene auf der anderen Seite kann ich hier nicht diskutieren.

98 Vgl. G. W. Rosen, *Die Geschichte der sozialen Medizin*, in: H.-U. Deppe u. M. Regus (Hg.), *Seminar: Medizin, Gesellschaft, Geschichte*, Frankfurt 1975.

hier sind Fragen der Medien und des Publikums zu erörtern;⁹⁹ zentral ist allerdings, die diskursiven Strategien der populärwissenschaftlichen Texte zu isolieren, die grundlegend für die Modalitäten der Sinnproduktion, d.h. der Erzeugung von Evidenz und Wahrheit im hygienischen Diskurs sind, der einen kleinen, wesentlichen Teil der interdiskursiven populärwissenschaftlichen Kultur des 19. Jahrhunderts darstellt.¹⁰⁰ Insbesondere läßt sich so zeigen, wie die Autoren der Hygieneschriften das Problem lösten, ihren Texten jene Autorität zu verleihen, mit der sie als Ärzte sonst einzig in ihrer (Spital-)Praxis über die Körper der Patienten und Patientinnen verfügen konnten.

5. Der letzte Ansatzpunkt meines diskursanalytischen Zugangs besteht schließlich darin, den Hygienesdiskurs in einzelnen ausgewählten thematischen Teilaspekten mit parallelen, konkurrierenden oder nur teilweise ähnlichen Diskursen zu vergleichen. Das sind Diskurse, auf die die Hygieniker sich bezogen haben, oder solche, die sich ihrerseits vom hygienischen Körpermodell distanzieren. Ohne das hier im einzelnen ausführen zu können, geht es dabei um therapeutische Diskurse über den Einsatz von (Bade-)Wasser und die Frage der Haut als reizbare „Hülle“, um die Diskurse der Arbeitsphysiologie und des Taylorismus als Versuch der Überwindung des hygienischen Gleichgewichtsmodells der „Körpermaschine“, und schließlich um den eugenischen Diskurs, der als Radikalisierung der hygienischen Vorstellungen vom gesunden Sex gelesen werden kann.

Aus den Zugängen 3. bis 5. sind die Elemente des Archivs hygienischen Wissens zu gewinnen: Im Bereich *dieses* Diskurses war der Körper in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts *das*, als was er als Gegenstand der Klassifikation durch grundlegende Wahrnehmungsmuster, des Wissens, der Imagination und der Praktiken in seinem Umfeld erscheint. Eine Analyse von Hygiene als Diskurs kann unterschiedlichste, sehr zer-

99 Zur Geschichte der Populärwissenschaft im 19. Jh. siehe u.a. B. Béguet, *La vulgarisation scientifique au XIXe siècle*, in: ders. u.a. (Hg.), *La Science pour tous* (Ausstellungskatalog Musée d'Orsay), Paris 1994; D. Raichvarg u. J. Jacques, *Savants et Ignorants. Une histoire de la vulgarisation des sciences*, Paris 1991; S. Sheets-Pyenson, *Popular Science Periodicals in Paris and London: The Emergence of a Low Scientific Culture, 1820-1875*, in: *Annals of Science* 42. 1985, S. 549-72; I. Dussert-Carbone, *Les dictionnaires de vulgarisation médicale de 1789 à 1927, un catalogue raisonné*, in: C. Langlois u. J. Poirier (Hg.), *Médecine et vulgarisation, XVIIIe-XXe siècle*. Université Paris XII-Val de Marne, Créteil 1991, S. 107-97.

100 Siehe zur Populärwissenschaft als Diskursstrategie R. Whitley, *Knowledge Producers and Knowledge Acquirers: Popularisation as a Relation Between Scientific Fields and Their Publics*, in: T. Shinn u. ders. (Hg.), *Expository science: Forms and Functions of Popularisation*, Dordrecht 1985 S. 3-28; B. Schiele u. D. Jacobi, *La Vulgarisation scientifique. Thèmes de Recherche*, in: dies. (Hg.), *Vulgariser la Science. Le Procès de l'Ignorance*, Seyssel 1988; Y. Janneret, *Ecrire la science. Formes et enjeux de la vulgarisation*, Paris 1994; J.-C. Beacco u. S. Moirand, *Autour des discours de transmission de connaissances*, in: *Langages* 117. 1995, S. 32-53.

streute und zum Teil zusammenhanglos erscheinende Phänomene (Texte, Handlungen, Politiken) als Ausdruck, oder besser: als Konstrukt eines einheitlichen, klar gegliederten Strukturmodells ausweisen, was auf einer empirischen Ebene durchaus nicht trivial ist. Das Schema der *sex res* war für die frühen französischen Sozialhygieniker genauso wirksam wie für Pettenkofer, als er eine Lösung mit Cholerabakterien trank, um den, hygienisch gesehen, Un-Sinn der Kochschen Bakteriologie am eigenen Körper zu widerlegen.¹⁰¹ Aus einer solchen Perspektive zeigt sich wie wenig das Denken und Handeln der Individuen oder von Gruppen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an irgendeinem Punkt ihrer Wirklichkeit mit dem Körper in der Industriegesellschaft befaßt waren, aus sich selbst oder aus gleichsam lokalen Kontexten heraus verständlich zu machen ist: Von der Berührung der eigenen Haut über die Lichteinfallswinkel in Industriebauten bis zum Umgang mit Leichen bewegte sich ihr Denken, Sprechen und Handeln in dem Maße in den gegliederten Räumen des hygienischen Diskurses, wie dieser sich gegen andere Repräsentationsformen durchzusetzen begann.

II. 3. *Diskursivität*. Die bis jetzt diskutierten ‚groben‘ diskursiven Formationen und Schemata lassen sich als jene Webfäden begreifen, die die Textur des sozialen Handelns strukturieren. Ihr Auftreten ist allerdings nicht einheitlich: So ist zum einen mit Michel Pêcheux die pragmatische Unterscheidung zwischen logisch stabilisierten und logisch nicht-stabilisierten Diskursen zu treffen: Die ersten, nämlich etwa technische, juristische oder naturwissenschaftliche, beruhen auf dermaßen ausgefeilten Regeln und haben die Funktion eines individuellen Autors so weit ausgeschaltet, daß ihre Regeln hier die Polysemie individuellen Schreibens weitgehend stilllegen. Im Gegensatz dazu sind nicht-stabilisierte Diskurse von der Poesie bis zu jenen der Geistes- und Sozialwissenschaften nicht vollständig von einer dominanten Diskursregel normiert.¹⁰²

Zum anderen können beide Arten von Diskursen eng mit Institutionen verknüpft sein (etwa mit der Universität und dem Hospital als Beispiel für den von Foucault besonders untersuchten Konnex von Wissen und Macht); sie können aber auch, wie der hygienische Diskurs, eher im nicht-institutionalisierten Raum des populären Wissens ihre Strukturierungsfunktion übernehmen. Je weiter Diskurse von Institutionen entfernt sind und sich in einem letztlich nicht-formalisierbaren Wissensbereich bewegen, desto weniger läßt sich sagen, ein angebbares Set von Regeln erzeuge im Bereich dieses Diskurses in *eindeutiger* Weise regelmäßig das sinnvollerweise Sagbare und Wahre. In diesen Bereich fallen

101 A. F. La Berge, *The Early Nineteenth-Century French Public Health Movement: The Disciplinary Development and Industrialization of 'Hygiène publique'*, in: *Bulletin of the History of Medicine* 58. 1984, S. 363-79; R. J. Evans, *Tod in Hamburg. Stadt, Gesellschaft und Politik in den Cholera-Jahren 1830-1910*, Reinbek 1990, S. 618-38.

102 Pêcheux, *Über die Rolle des Gedächtnisses*, v.a. S. 51.

stabilisierte
+ nicht
stabilisierte
Diskurse

die von Pêcheux genannten logisch nicht-stabilisierten Diskurse; dann empirische Handlungs- und Sprechsituationen, in denen mehrere Akteure (Sprecher) und mehrere Diskurse involviert sind, sich überschneiden und vermischen; sowie schließlich die Texte einzelner Subjekte *außerhalb* des Rahmens eines bewußt gewählten diskursiven Umfelds (wo ein Arzt einen Hygienetraktat schreibt), Texte, die der Intention nach ja gerade ‚anti-diskursiv‘, ganz ‚individuell‘, um nicht zu sagen ‚eigensinnig‘ sein sollen. In all diesen Bereichen scheint die Analyse einzelner grober Webfäden entweder unmöglich zu sein, weil der Filz der realen Sinnbezüge zu dicht, zu komplex ist oder weil Subjekte zu offensichtlich ‚selbst‘ etwas zu sagen haben. Läge es nicht nahe, dort, wo Historiker ihr eigentliches Terrain wittern, beim Handeln und Sprechen identifizierbarer Subjekte, die Diskursanalyse zu verlassen, um Handlungszusammenhänge und Intentionen zu rekonstruieren?

Es ist notwendig, daran zu erinnern, daß das Konzept der Diskursanalyse nicht nur auf der Foucaultschen Tradition basiert, sondern auch auf dem Denken Jacques Lacans.¹⁰³ Denn die französische Version der Diskursanalyse ist, abgesehen von der Rezeption der amerikanischen „discourse analysis“ (Z. Harris) und sprachpragmatischen Analysen,¹⁰⁴ im Zusammenhang mit der strukturalen Anthropologie von Lévi-Strauss, dem Marxismus von Louis Althusser und der Reformulierung der Psychoanalyse durch Lacan entstanden.¹⁰⁵ Die Suche nach den einzelnen

103 Einführungen in das Denken Lacans bieten P. Julien, *Pour lire Jacques Lacan*, Paris 1990, sowie ausführlich J. Dor, *Introduction à la lecture de Lacan*, 2 Bde., Paris 1985 u. 1992; die beste deutsche, den Weg von der Hermeneutik Gadamers zur Signifikantentheorie Lacans beschreibende Darstellung ist immer noch H. Lang, *Die Sprache und das Unbewußte. J. Lacans Grundlegung der Psychoanalyse*, Frankfurt 1986; vgl. auch E. Grosz, *Jacques Lacan. A feminist introduction*, London 1991. Ein nützliches Arbeitsinstrument ist der *Dictionnaire de la psychanalyse*, Hg. R. Chemama, Paris 1993. – Wer sich im deutschen Sprachraum auf Lacan bezieht, riskiert, unter dem Kampfruf „Lacancan und Derridada“ (*Die Zeit*, 30. 5. 1986) aus der Gemeinschaft vernünftig redender Menschen ausgeschlossen zu werden. Es ist daher sinnvoll, sich parallel zu Lacan noch auf jene kritische Sichtung der Gegenwartsphilosophie zu stützen, welche in den kühlen Worten der analytischen Philosophie zum Ergebnis kommt, daß eine andere epistemologische Position als die, die *zum Beispiel* Lacan mit seiner Signifikantentheorie einnimmt, heute nicht mehr explizierbar ist: G. Abel, *Interpretationswelten. Gegenwartsphilosophie zwischen Essentialismus und Relativismus*, Frankfurt 1993.

104 Siehe dazu als neueren Überblick D. Schiffrin, *Approaches to Discourse*, Oxford 1994.

105 D. Maldidier u. a., *Discours et idéologie: Quelques bases pour une recherche*, in: *Langue française* 15. 1972, S. 116–42, vor allem S. 117. Zu den Differenzen zwischen Foucault und Lacan siehe z. B. Foucault, *Archéologie*, S. 143 f.; J. Lagrange, *Lesarten der Psychoanalyse im Foucaultschen Text*, in: M. Marques (Hg.), *Foucault und die Psychoanalyse*, Tübingen 1990, S. 11–74. Siehe zur ‚intellectual history‘ des französischen Strukturalismus der 50er und 60er Jahre F. Dosse, *Histoire du structuralisme*, Bd. 1: *le champ du signe, 1945–1966*, Paris 1991; zur Geschichte der Diskursanalyse siehe auch Maingueneau, *l'Analyse du Discours*, S. 9–14, u. D. Maldidier, *Éléments pour une histoire de l'analyse de discours en France*, in: Guilhaumou u. a., *Discours et*

Texte und ganze Textserien bzw. Erzähltraditionen strukturierenden Regelmäßigkeiten (Mythen als „Bündel von [sinnstiftenden] Relationen“ bei Lévi-Strauss,¹⁰⁶ „diskursive Grammatiken“ bei Barthes¹⁰⁷) hat auch den Diskursbegriff bei Lacan geprägt. Wenn ein Subjekt redet, benutzt es Signifikanten, die keine – wie noch bei Saussure – innere Beziehung zu den Signifikaten, dem Gemeinten, mehr haben. Die Zeichenbedeutung ergibt sich hier vielmehr allein aus der differenziellen Beziehung zwischen den Signifikanten.¹⁰⁸ Die Signifikanten als solche sind sinnlos; sie haben nur darum einen Sinn, weil sie Teil der Signifikantenkette sind, deren Verknüpfungs- und ‚Ordnungsregeln‘ über das linguistische Niveau der Wörter und der Grammatik hinausgehen.

Bei Lacan stehen für diskursive Muster statt der „großen Einheiten“ der Mythen (Lévi-Strauss) daher zum einen die durch empirische Diskurs- oder Sprachspielregeln festgelegten *points de capitons*, d. h. die Verknüpfungspunkte zwischen den Signifikaten und der über ihnen gleitenden Kette der Signifikanten, die in der paradigmatischen Dimension der Sprache die jeweiligen konventionellen Bedeutungen der Wörter garantieren.¹⁰⁹ Zum anderen bedeutet Diskurs bei Lacan die syntagmatisch möglichen und von den tropischen Transformationsformen Metapher und Metonymie organisierten Assoziationsmuster der Sprache, die den bewußten wie den unbewußten Sinn erzeugen.¹¹⁰ Lacan verdeutlicht das am Beispiel der *Traumdeutung*, wo Freud zwischen einem manifesten und einem latenten Sinn unterschieden hat. Die Sprache des manifesten Sinns, die Traumbilder, hat Freud mit einem „Rebus“ verglichen, dessen im einzelnen sinnlose Zeichen zusammen, in ihrer „Zeichenbeziehung“, den latenten, unbewußten Sinn evozieren.¹¹¹

archive, S. 173–83. Zur deutschen Rezeptionsgeschichte der amerikanischen und später der französischen Diskursanalyse sowie über verdrängte deutsche Traditionen der Diskursanalyse (L. Spitzer) siehe U. Maas, *Probleme und Traditionen der Diskursanalyse*, in: *Zs. für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 6. 1988, S. 117–129.

106 C. Lévi-Strauss, *Anthropologie structurale* (1958), Paris 1974, S. 232–34, dt. *Strukturale Anthropologie*, Frankfurt 1971.

107 R. Barthes, *Introduction à l'analyse structurale des récits*, in: *communications* 8. 1966, S. 1–27, Zitat S. 3; vgl. dazu D. Maingueneau, *Introduction*, in: *Langages* 117. 1995, S. 6.

108 J. Lacan, *Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud*, in: *ders., Schriften II*, Hg. N. Haas u. H.-J. Metzger, Weinheim 1991³, S. 21–29.

109 Lacan, *Drängen*, S. 26–27; vgl. Abel, S. 63, 212 ff., 363 ff.; Simon, S. 90–111; vgl. zur Konzeption des Signifikanten bzw. des Symbols in der Linguistik und in der Psychoanalyse auch E. Beneviste, *Remarques sur la fonction du langage dans la découverte freudienne*, in: *Problèmes de linguistique générale*, Bd. 1, Paris 1966, S. 75–87.

110 Lacan, *Drängen*, S. 30–34; *ders., Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse*, in: *ders., Schriften I*, S. 143; vgl. auch den kommunikationstheoretischen Ansatz von H. Feilke, *Ohne Netz und Spiegel. Wie bestimmt Sprache das Bewußtsein?* in: *Der Deutschunterricht* 4. 1994, S. 71–81, bes. S. 72–77.

111 S. Freud, *Die Traumdeutung* (1900), Hg. A. Mitscherlich, Frankfurt 1972, S. 280 f.; La-

Dies ist eine radikal sprach- bzw. Signifikanten-orientierte Konzeption von Sinn, und sie hat mehrere, auch in unserem Zusammenhang relevante Konsequenzen:

a) Sie bedeutete *nicht*, daß Sprache damit in einem platten Sinne Kommunikation oder gar Information gleichgesetzt würde. Ganz wie später Habermas geht Lacan vom quasitranszendentalen Status von Intersubjektivität und Sprache als Bedingung von Verständigung, Erfahrung und Wahrheit aus, allerdings ohne den Fluchtpunkt einer „idealen Sprechsituation“ zu unterstellen.¹¹² Denn vieles – und oft das Wichtigste – kann nicht gesagt werden: „Zweifellos müssen wir unser Ohr dem Nichtgesagten öffnen, das in den Löchern des Diskurses ruht, aber es ist nicht herauszuhören wie ein Klopzeichen hinter einer Mauer.“¹¹³ Grundlegend für Diskursanalyse ist daher, daß das „was bei der Information als Redundanz auftritt, genau das ist, was beim Sprechen als Resonanz dient“: In dieser Resonanz, die im Signifikantennetz von (informationstechnisch gesehen eigentlich überflüssigen) Sprachzeichen entsteht, wird jener Sinn evoziert, der über die manifeste, konventionelle Wort- bzw. Satzbedeutung hinauschießt.¹¹⁴ Eine diskursanalytische Untersuchung einzelner Texte, in denen die Stimmen von Individuen vernehmbar sind, betrachtet den Text daher nicht als intentionale Äußerung eines Autors, eines individuellen Bewußtseins, sondern als eine „Oberfläche“, als ein Gewebe von Signifikanten und signifikativen Einheiten, die, in ihrer Intertextualität und in ihrem vom Autor nie wirklich kontrollierten Arrangement Bedeutungseffekte haben, die immer über den einheitlichen, intendierten Sinn hinausgehen.¹¹⁵ Auf dieser polysemischen „Oberfläche“ der Signifikanten, gezeichnet von den Interferenzen mehrerer Diskurse, oder, wie Bachtin sagt, von „dialogisierte[r] Re-

can, Drängen, 35f.; vgl. Abel, S. 300f., Anm. 49, und gegen das Konzept des hermeneutischen Verstehens S. 425f. Vgl. zur Bedeutung der Sprache bei Freud die wichtige Arbeit von J. Fehr, Das Unbewußte und die Struktur der Sprache. Studien zu Freuds frühen Schriften, Diss. Zürich 1987.

112 Lacan, Drängen, S. 51, siehe hier u. a.: „... daß die Dimension der Wahrheit mit dem Auftreten von Sprache auftaucht“. Vgl. gegen die Idealisierungen der Transzendentalpragmatik (Habermas, Apel) Abel, S. 368, 404.

113 Lacan, Funktion, S. 152.

114 Ebd., S. 143. Vgl. dazu auch J. Kristeva, Semeiotikè. Recherches pour une sémanalyse (Extraits), Paris 1978, S. 18.

115 M. Pêcheux u. a., La sémantique et la coupure saussurienne: langue, langage, discours, in: ders., L'Inquiétude du discours, Textes de Michel Pêcheux, Hg. D. Maldidier, Paris 1990, S. 147; S. Branca-Rosoff u. a., Questions d'histoire et de sens, in: Langages 117, 1995, S. 54–66. Vgl. J. Kristeva, Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman, in: Literaturwissenschaft und Linguistik, Bd. 3: Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft II, Frankfurt 1972, S. 345–75, und M. Bachtin, Die Ästhetik der Wortes, Hg. R. Grübel, Frankfurt 1979, hier insbesondere: Das Wort im Roman, S. 154–300, von 1934/35. Zur Theorie der Dialogizität in der Diskursanalyse: Maingueneau, l'Analyse, S. 153f.

devielfalt“,¹¹⁶ ist nichts ‚sinnlos‘, sondern dient umgekehrt jedes einzelne Element zur Erzeugung von Sinn. Dieser Hinweis auf die *surface discursive* impliziert nicht, daß linguistische, gar lexikometrische Analysen einem solchen Gegenstand angeblich allein adäquat seien. Es geht vielmehr darum zu erkennen, daß – versteckt oder nicht – auf dieser „Oberfläche“ *alles* erscheint, was an Bedeutung überhaupt eine Rolle spielen kann: Es gibt nichts Sinnhaftes „hinter“ der Sprache, die bloße „Stilisierung“ wäre, und auch kein soziales Handeln, daß sich außerhalb sprachlicher Bedeutungskonstitution bewegt. Folglich ist zu rekonstruieren, auf welche Weise ein Text die Polysemie seiner Bedeutungseffekte erzeugt, indem man, ohne gleich schon zu ‚wissen‘, was der Autor eigentlich sagen wollte, die „Zeichenbeziehungen“ (Freud) seiner Signifikanten untersucht. Das *forschungspraktische Apriori*, Texte nicht hermeneutisch auf der Basis von Traditionszusammenhängen und „Vorurteilen“ (Gadamer)¹¹⁷ zu ‚verstehen‘, sondern die Struktur ihrer Signifikanten zu analysieren und daher auch in scheinbar eindeutigen Texten Subtexte und möglicherweise gegenläufigen Sinn zu vermuten, der die Unverständlichkeit oder Eigensinnigkeit von Aussagen oder von in diesen Texten berichteten Handlungen erhellen könnte, bewahrt einen vor der simplifizierenden Alternative zwischen bewußtem Sprechen und blanker Handlungslogik.¹¹⁸

b) Es ist nicht ein ‚Ding‘ in der Welt, das bestimmt, was gesagt wird, sondern es sind die vom Sprecher ins Spiel gebrachten Signifikanten und die Struktur der signifikativen Kette (*chaîne signifiante*), die die Bedeutungen erzeugen. Das gemeinte ‚Ding‘, der Referent, ist *als Referent* eines bestimmten Sprachzeichens der Sprache nicht vorgängig, sondern wird aus der „chaotischen Mannigfaltigkeit“ (Kant) der möglichen Dinge in der Welt als *soziale Wirklichkeit* erst vom Zeichensystem selbst erzeugt: „Es ist vielmehr die Welt der Worte, die die Welt der Dinge schafft.“¹¹⁹ Auch das ist grundlegend für Diskursanalyse: Es geht nicht um die abstruse Frage, ob es noch etwas anderes als Texte gebe, sondern darum, wie die nicht-sprachlichen Dinge ihre Bedeutung erlan-

116 Bachtin, Ästhetik, S. 166.

117 Vgl. E. Kaleri, Die Universalität der Hermeneutik bei H. G. Gadamer, in: H. Lenk, Philosophie und Interpretation: Vorlesungen zur Entwicklung konstruktionistischer Interpretationsansätze, Frankfurt 1993, S. 118–37, bes. S. 131–35.

118 Vgl. dazu auch H.-U. Gumbrecht, Für eine phänomenologische Fundierung der sozial-historischen Begriffsgeschichte, in: R. Koselleck (Hg.), Historische Semantik und Begriffsgeschichte, Stuttgart 1978, S. 75–101. Die detaillierte Rekonstruktion vielschichtiger Sinnbezüge, gleichsam von überdeterminierten Diskursknoten in einem Text, ist der Ansatz des „New Historicism“ Greenblatts (vgl. Bassler, S. 21).

119 Lacan, Funktion, S. 117; ders., Drängen, S. 24. Dies ist keine Schrulle Lacans, sondern eine seit Nietzsche und Wittgenstein kaum mehr mit Gründen anfechtbare erkenntnistheoretische Position, vgl. Abel, S. 43–47, 64–68, 209ff., 300–314. Vgl. dazu den grundlegenden Text von F. Nietzsche, Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne, in: ders., Sämtliche Werke, Kritische Studienausgabe I, Hg. G. Colli u. M. Montinari,

gen.¹²⁰ Kein Diskurs, kein Klassifikationsgitter, und scheint es uns noch so vertraut, ist je ‚von den Sachen selbst‘ abgeleitet, sondern schafft umgekehrt erst die Ordnung der Dinge.¹²¹ Die *sinnhafte*, die *soziale* Realität ist eine unmittelbare oder eine in Sedimenten abgelagerte mittelbare *Wirkung* der von Sprechern verwendeten sprachlichen oder allgemeiner der semiotischen Strukturen – von den einzelnen Phonemen/Zeichenelementen bis zu diskursiven Einheiten. Auch wenn Praktiken, Gesten und Gegenstände selbst nicht mehr sprachlich verfaßt sind, sind sie nur relevant in der sozialen Welt, weil ihnen diskursiv eine Bedeutung zugeschrieben wird: „On demeure“, bemerkte Foucault lakonisch, „dans la dimension du discours.“¹²²

Die historische Realität gerät damit keinesfalls aus dem Blick. Vielleicht muß man sich das *faktum brutum* der jüngeren Geschichte schlechthin vor Augen halten – den Holocaust: Eine ‚traditionelle‘ Geschichtsschreibung droht sich hier trotz wachsender Faktenberge und der unbestrittenen Wichtigkeit ihrer Recherchen in der Dichotomie von individueller Verantwortung der Täter einerseits, systemstrukturellen Determinanten und Ereignisdynamik andererseits zu verlieren. Eine diskursanalytische Geschichtsschreibung *müßte* hingegen endlich ernsthaft dem „Alp“ einer diskursiven Tradition nachgehen, die unter anderem bis in die Reinigungs- und Gesundheitsdiskurse der (Sozial-)Hygiene des späten 19. Jahrhunderts zurückreicht – ohne simple Linearität, aber unglaublich massenwirksam: Teile dieser hygienischen und bakteriologischen Diskurse haben solange Denkweisen geformt, bis auch Unausprechliches, diese Taten konkreter Täter, an den Rand des Denkbaren gerieten: Die schaurigste *interdiskursive Metaphorik* des 20. Jahrhunderts ist schließlich jene des „desinfizierenden“ Gases, das aus einer „Dusche“ strömt.

Hier geht es nicht um die „Ideologie“ der Täter. Victor Klemperer hat als Zeitzeuge genau erkannt, daß der Nationalsozialismus seine

München 1980, S. 873–90, sowie im Anschluß daran die sehr erhellenden Bemerkungen von Simon, S. 93–100, und ders. (Hg.), *Zeichen und Interpretation*, Frankfurt 1994, Vorwort, S. 7–15.

120 Vgl. Foucault, *L'Archéologie*, S. 164, und Geertz, *Person*, S. 134–38.

121 Vgl. dazu H. Lenk, *Interpretationskonstrukte als Interpretationskonstrukte*, in: J. Simon (Hg.), *Zeichen und Interpretation*. Frankfurt 1994, S. 36–56. Siehe auch die frühe epistemologisch-wissenschaftsgeschichtliche Studie von L. Fleck, *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (1935), Frankfurt 1980.

122 Foucault, *L'Archéologie*, S. 101. Vgl. erläuternd S. Woolgar, *On the Alleged Distinction Between Discourse and Praxis*, in: *Social Studies of Science* 16. 1986, S. 309–17. Diese Sichtweise ist, wie man weiß, keine Spezifität poststrukturalistischen Denkens: vgl. neben dem „Klassiker“ Geertz jetzt J. W. Fernandez, *Spielerisch und planvoll. Zur Theorie der Tropen in der Anthropologie*, in: *Historische Anthropologie* 2. 1994, S. 1–20, der die möglichen Verbindungslinien zwischen einer symbolorientierten Anthropologie und der poststrukturalistischen Diskursanalyse aufzeigt; nicht zufällig spielen da die sprachlichen Tropen eine zentrale Rolle.

Wirksamkeit nicht auf der Ebene der meist dämmlichen „Einzelreden“ entfaltete, d. h. durch nichts, „was man mit bewußtem Denken oder bewußtem Fühlen in sich aufnehmen mußte“, sondern auf der – wie man heute sagen kann – Ebene der im einzelnen sinnlosen Signifikanten: „durch die Einzelworte, die Redewendungen, die Satzformen, die er [der Menge] in millionenfachen Wiederholungen aufzwang und die mechanisch und unbewußt übernommen wurden.“¹²³ In der Perspektive einer solchen Analyse verliert die Frage nach der *individuellen* Verantwortung, die der Richter stellt, für Historiker tatsächlich ein wenig an Gewicht.¹²⁴ Nicht daß es darum ginge, die Namen der Täter zu verschweigen.¹²⁵ Doch für die historische Analyse ist es wichtiger, in den diskursiven Traditionen seit der Jahrhundertwende, im „vorhitlerischen Deutschen“,¹²⁶ jene Signifikanten und Diskursmuster zu identifizieren, die die Zustimmung der vielen und die Taten Einzelner ermöglicht haben. Erst dann verstehen wir etwas.

c) Die dritte, für Diskursanalyse grundlegende Konsequenz einer sprach- bzw. Signifikanten-orientierten Konzeption von Sinn liegt darin, daß der historisch kontingente Diskurs „die überindividuelle Realität des Subjekts“ repräsentiert – und dieses daher nicht autonom ist.¹²⁷ Das bedeutet für die historische Analyse eine entscheidende Veränderung der Perspektive: Denn entweder denkt man auf der Linie von Schleiermacher bis Gadamer das Subjekt als einigermaßen konsistent und über die Zeiten stabil, so daß die synthetischen Sprechakte der historischen Subjekte über die Verbindungslinie dieser ahistorischen Gemeinsamkeiten hermeneutisch in eigenen synthetischen Sätzen rekonstruiert und damit verstanden werden können. Das macht, wie gezeigt, Diskursanalyse überflüssig, weil Historiker sich damit auf das Sammeln von Belegen bzw. schon verstandener Signifikate beschränken könnten. Oder man reduziert die Gemeinsamkeit zwischen allen Menschen auf einige ganz wenige, grundlegende Dinge (etwa: Inzestverbot, Sprachlichkeit, Tod) und fragt danach, wie Individuen von Diskursen zu Subjekten ihrer Erfahrung und ihres Handelns gemacht werden. Dann sind die Signifikate, d. h. die vergangenen Erfahrungen und Handlungen, nur noch im Netz der Diskurse und ihrer Signifikanten zu entschlüsseln.

123 V. Klemperer, *LTI. Notizbuch eines Philologen*, Leipzig 1982, S. 21, vgl. S. 16.

124 Vgl. M. Bloch, *Apologie der Geschichte oder der Beruf des Historikers* (1949), Stuttgart 1974, S. 148f.

125 Wie jetzt – in Bronze gegossen – auf der „Opfergedenktafel“ an der Neuen Wache in Berlin.

126 Klemperer, S. 22.

127 Lacan, *Funktion*, S. 96–99; M. Pêcheux, *Les vérités de la Palice*, in: *L'Inquiétude*, S. 218–28.

Man darf das nicht mißverstehen: Gäbe es *nur* Sprache, nur das Symbolische, würde, so Lacan, das Subjekt tatsächlich verschwinden.¹²⁸ Das Symbolische, die Sprache, die Diskurse sind dem Individuum zwar vorgängig; in sie ‚schreibt es sich ein‘, in ihren Strukturen organisiert sich erst seine Wahrnehmung und seine Erfahrung. Aber das Subjekt verschwindet nicht in diesen Strukturen. Denn *einerseits* sind diese Strukturen nicht einheitlich, sondern widersprüchlich, voll von Brüchen. Allein schon ihre Vielfalt, die Koexistenz mehrerer symbolischer Strukturen mit ihren vielen Verknüpfungsmöglichkeiten und Interferenzen ermöglicht eine große Zahl von individuellen Subjektpositionen und damit von je ein wenig anders gelagerten individuellen Formen der Wahrnehmung und des Aussagens. Dennoch bleibt das Subjekt so strenggenommen eine bloße Funktion symbolischer Formen, und sein Sprechen und Handeln kann entsprechend beschrieben werden – wie etwa Bourdieu dies tut.

Lacan spricht daher vom „Begehren“. Der Begriff ist ein *terminus technicus*: Indem das Subjekt notwendigerweise in der Sprache lebt, ist es grundsätzlich der Differenz zwischen einem letztlich körperlichen Bedürfnis (*besoin*) und den ‚Sagbarkeiten‘ der Sprache unterworfen, welche die *demande*, die „Anfrage“ an einen anderen formen.¹²⁹ Diese für Subjekte dadurch notwendig produzierte und unbewußte, in der *demande* immer enthaltene Differenz nennt Lacan das Begehren (*désir*), das einen unaufhebbaren Mangel beständig aufzuheben versucht: den Mangel eines ursprünglichen Objektes des (frühkindlichen), seit dem Eintritt in die Sprache nie mehr erreichbaren Genießens, einen Mangel, der durch kein reales Objekt mehr befriedigt werden kann. Das Subjekt ist zwar sprachkonstituiert, wird bestimmt von der Ordnung der Signifikanten, aber es geht darin nicht auf; vielmehr bleibt immer ein Rest, eine Nicht-Transparenz, ein Unbewußtes: Der Mangel und damit das Begehren, das sich „subversiv“ in unbewußten Sprachbildern in die Brüche, Widersprüche und Löcher des Diskurses einschreibt und immer etwas anderes, noch etwas mehr will, über die gegebenen Möglichkeiten seiner Welt immer hinausdrängt.¹³⁰

128 „In Knechtschaft und Größe würde alles Lebendige sich zugrunde richten, wenn nicht das Begehren sein Teil bewahrte in den Interferenzen und Schlägen, die die Zyklen der Sprache auf es zulaufen lassen, sobald die Sprachverwirrung eingreift und sobald in der Zerrissenheit eines universalen Werks die Ordnungsvorstellungen sich widersprechen.“ Lacan, Funktion, S. 120.

129 Vgl. Abel, S. 91, 376 ff.

130 Lacan, Drängen, S. 44. Siehe zu diesem hier sehr verkürzt dargestellten Zusammenhang Dor, Introduction, S. 179–90. Vgl. P. Widmer, Subversion des Begehrens. Jacques Lacan oder die zweite Revolution der Psychoanalyse, Frankfurt 1990; T. Lipowatz, Das Subjekt des Unbewußten. Reflexionen im Anschluß an Jacques Lacan, in: Geier u. Woetzel (Hg.), S. 39–49; M. Pêcheux, Sur les contextes épistémologiques de l'analyse de discours, in: Mots 9, 1984, S. 7–17. Das Begehren als jenes Nicht-Sprachliche,

Vielleicht ist diese strukturalistisch-psychoanalytische Begrifflichkeit im Kontext historischer Analysen nicht nur ein wenig *démodé*,¹³¹ sondern auch zu subtil, und man kann zweifellos nicht immer so weit gehen, in textuellen Brüchen, Widersprüchen, merkwürdigen Wiederholungen, Auslassungen und Versprechern einen individuellen Eigensinn zu suchen oder gar, in einer psychoanalytischen Textlektüre, sich auf die Frage nach dem Begehren eines historischen Subjekts einzulassen.¹³² Aber es gibt grundsätzlich nicht viele Möglichkeiten, als Historiker das Subjekt zu denken: Entweder man *kassiert* es zugunsten struktureller Determinanten; oder man glaubt an seine Fähigkeit, in einem nicht-trivialen Sinne bewußt zu sprechen und zu handeln sowie sich über die letzten Motive seines Handelns Klarheit zu verschaffen – und betrachtet daher seine Handlungen und Äußerungen durchweg als *Strategien*. Das führt uns in die oben beschriebenen Aporien eines seine Welt laufend aus sich selbst heraus setzenden Subjekts. Oder schließlich, man verfügt über eine Theorie des *dezentrierten Subjekts*, die zumindest zur Vorsicht gemahnend bzw. perspektivisch zeigt, daß Menschen eben gerade nicht und nie restlos auf ihre rational rekonstruierbaren Interessen und Wertideen reduzierbar sind.

Von der Theorie eines durch Zeichensysteme notwendig dezentrierten Subjekts aus ließe sich einiges neu durchdenken. Zum Beispiel, daß der sogenannte „Eigensinn“, den Lütke in der Sache überaus präzise beschreibt, keine dem Proletariat eigentümliche Essenz ist, das sich so gegen die kapitalistische Modernisierung wehrt.¹³³ Vielmehr könnte es zu einer Hauptachse des historischen Fragens werden zu zeigen, *wie* Individuen von Diskursen bestimmt und durch sie entfremdet, d. h. dezentriert

das die Notwendigkeit, sich der Sprache zu unterwerfen, erzeugt, gehört ins Register des „Realen“ (Lacan), das heißt jener ‚Dimension‘ der Wirklichkeit, die nicht in den Registern des Symbolischen und des Imaginären aufgeht. Das kann hier nicht weiter erläutert werden; wichtig ist allein der Hinweis, daß das Reale des Körpers, das heißt seine Unvollkommenheit (i. e. physiologischer Mangel und Geschlechterdifferenz [sex, nicht gender]) und seine Sterblichkeit, nie ganz in der sozialen, durch Sprache und Imagination produzierten ‚Realität‘ des Körpers aufgeht – gleichzeitig aber auch nicht ‚an sich‘ zu fassen ist.

131 Es ist mir schon klar, daß heute der Wind in eine andere Richtung weht. So liest man etwa neuerdings vom ‚gestandenen‘ Diskursanalytiker J. Guilhaumou, wie er sein Sprachsubjekt mit der Kraft der Reflexion auf universalistische Normen ausstattet und sich dabei – man ist versucht zu sagen: ausgerechnet – auf Gadamer und Habermas bezieht. (J. Guilhaumou, A propos de l'analyse de discours: Les Historiens et le „tournant linguistique“, in: Langage et société, Sept. 1993, S. 5–38).

132 Vgl. dazu meinen Aufsatz: Autobiographische Ver-Sprecher. Diskursanalyse und Psychoanalyse in alltagsgeschichtlicher Perspektive, in: Werkstatt Geschichte 7, 1994, S. 31–41.

133 Diese essentialistische Sicht wird deutlich in A. Lütke, Die Ordnung der Fabrik. „Sozialdisziplinierung“ und Eigen-Sinn bei Fabrikarbeitern im späten 19. Jahrhundert, in: R. Vierhaus u. a. (Hg.), Frühe Neuzeit – Frühe Moderne? Forschungen zur Vielschichtigkeit von Übergangsprozessen, Göttingen 1992, S. 206–31, insb. S. 219–24.

sind – und wie Subjekte sich dennoch in den Widersprüchen der symbolischen Ordnung als eigenständige, eigensinnige Realität einnisten.¹³⁴ Doch um diese eigensinnige Realität zu erkennen, müssen entweder die Diskurse, die diese Realität erst ermöglichen, analysiert, oder aber es muß mikrogeschichtlich die Diskursivität einzelner Texte aufgeschlüsselt werden.

III. *Das Subjekt der Hygieniker.* Nicht nur der Poststrukturalismus oder die Kulturanthropologie, sondern auch die Interpretationsphilosophie, wie sie in Deutschland von G. Abel, H. Lenk und J. Simon in unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen vertreten wird, hat die Suche nach der außer-semiotischen ‚Realität‘, auf die die Zeichen bloß verweisen, zugunsten von Fragen nach den zeitlich immer limitierten Prozessen der Sinn-Setzung und Interpretation verabschiedet. In der Geschichtsschreibung hat diese Verschiebung nicht nur zu einer Reflexion über die tropischen Schematas der historiographischen Praxis geführt,¹³⁵ sondern in den letzten Jahren auch zunehmend zur Untersuchung der „konstrukt-bildenden Kraft“ (G. Abel) spezifischer Diskurse. Gerade im Bereich der Körpergeschichte¹³⁶ wie auch der Geschlechtergeschichte wurde die Vorstellung einer angeblich feststehenden, von jedem Diskurs unabhängigen Realität erheblich in Zweifel gezogen – neben der ethnographischen Erfahrung radikaler kultureller Differenz selbst im Bereich ‚natürlicher‘ körperlicher Vorgänge wirkte hier wiederum Foucault als Katalysator.¹³⁷

134 Lacan, Drängen, S. 43, mit der berühmten Umkehrung der cartesianischen Formel: „ich denke, wo ich nicht bin, also bin ich, wo ich nicht denke“.

135 H. White, *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa* (1973), Frankfurt 1991; vgl. dazu vom Verf., *Geschichtsschreibung und das Problem der Sprache* (über Hayden White's *Metahistory*), in: *ZeitSchrift* (Reformatio) 41. 1922, S. 230–34.

136 Vgl. dazu die Überblicke M. Feher u. a. (Hg.), *Fragments for a History of the Human Body*, 3 Bde. New York 1989; als soziologischer Theorieentwurf siehe B. S. Turner, *The Body and Society. Explorations in Social Theory*, Oxford 1984, als Überblick über die ethnologische Debatte M. Lock, *Cultivating the Body: Anthropology and Epistemologies of Bodily Practice and Knowledge*, in: *Annual Review of Anthropology* 22. 1993, S. 133–55; sowie als Beispiele mit unterschiedlichen methodischen Konzepten die paradigmatischen Studien von L. Schiebinger, *Skeletons in the Closet: The First Illustrations of the Female Skeleton in Eighteenth-Century Anatomy*, in: C. Gallagher u. T. Laqueur (Hg.), *The Making of the Modern Body: Sexuality and Society in the Nineteenth Century*, Berkley 1987, S. 42–82, sowie von B. Duden, *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*, Stuttgart 1991². Siehe zur Historiographie von ‚Text‘ und ‚Kontext‘ die grundsätzlichen Überlegungen von B. Latour, *Pasteur und Pouchet: Die Heterogenese der Wissenschaftsgeschichte*, sowie ders., *Joliot: Geschichte und Physik im Gemenge*, beide in: M. Serres (Hg.), *Elemente einer Geschichte der Wissenschaft*, Frankfurt 1994, S. 749–90 u. 869–904.

137 Vgl. als früher Ausgangspunkt M. Mauss, *Die Techniken des Körpers*, in: ders., *Sozio-*

Die „hygienische Revolution“¹³⁸ des 19. Jahrhunderts hat zweifellos die realen Körper verändert – etwa, weil aufgrund reduzierter Seuchensterblichkeit die Menschen weniger schnell in ihrem Leben von Krankheit und Tod bedroht wurden,¹³⁹ oder indem neue Formen der Pflege der eigenen Haut auch dieses physische ‚Substrat‘ der körperlichen Erscheinung tangierten. Aber um allein dies herauszufinden, könnte man sich den ‚Umweg‘ über eine Diskursanalyse tatsächlich sparen. Dieser ‚Aufwand‘ rechtfertigt sich nur, wenn das Sprechen der Subjekte als unverzichtbarer Gegenstand der Analyse angesehen wird: Erstens, weil die Dinge ihr ‚So-Sein‘ nur durch dieses Sprechen erhalten, d. h. Diskurse die Gegenstände der sozialen Welt codieren und die Praktiken ihrer Produktion anleiten. Und vor allem, zweitens, wenn gezeigt wird, wie Diskurse die Subjekte selbst hervorbringen, indem ihnen der Diskurs einen Platz legitimen Sprechens zuweist (Foucault) bzw. indem sie erst durch die symbolische Ordnung der Sprache überhaupt als Subjekte konstituiert werden (Lacan).

Genau das macht den Hygienediskurs für die Moderne wichtig. Herauszufinden, ab wann dem Bürgertum schwarz geränderte Fingernägel als unschicklich galten, ist kaum ein Erkenntnisziel. Auch wenn, wie gesagt, das Archiv *aller* hygienischen Sätze – von den Fingernägeln über die Verdauung bis zu den generativen Konsequenzen verschiedener Beischlaftechniken – dasjenige enthält, was über den Körper seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im nicht-wissenschaftlichen, aber schon „entzauberten“ Bereich des alltäglichen Wissens gewußt werden konnte, scheint die entscheidende Frage jene nach dem Subjekt dieses Diskurses zu sein. Die Texte der Hygieniker adressieren sich nicht einfach nur an bestimmte Leser und Leserinnen, sondern sie entwerfen ein spezifisch modernes Subjekt: Ihre Sätze über den Körper werden mit einem bewußten, sich selbst beobachtenden und regulierenden Ich verbunden, das über seinen Körper, dessen Krankheiten und ein Stück weit auch über den Zeitpunkt des Todes Herr ist. Das beginnt mit der unablässig beschworenen Notwendigkeit, daß man seinen Körper kennen müsse, daß man gleichsam mit einem populärwissenschaftlichen Blick in sich selbst einzudringen habe, um sich als Subjekt der *sex res non naturales* zu regulieren und, soweit wie irgend nur möglich, nicht den Kontingenzen von Krankheit und Alter ausgeliefert zu sein. Dieses Reden über Gesundheit kennt kein Schicksal und keinen Zufall mehr, und es will

logie und Anthropologie II, Frankfurt 1989, S. 197–220; sowie M. Foucault, *Nietzsche, die Genealogie, die Historie*, in: ders., *Von der Subversion des Wissens*, Hg. W. Seitter, Frankfurt 1987, S. 69–90, bes. S. 79.

138 Die Begriffsprägung stammt m. W. von B. Mesmer, *Reinheit und Reinlichkeit. Bemerkungen zur Durchsetzung der häuslichen Hygiene in der Schweiz*, in: N. Bernard u. Q. Reichen (Hg.), *Fs. für Ulrich Im Hof*, Bern 1982, S. 470–94.

139 T. McKeown, *Die Bedeutung der Medizin*, Frankfurt 1982.

auch nicht warten, bis der Arzt kommt, sondern fordert eine kleinliche Aufmerksamkeit für sich selbst, eine unablässige Sorge um sich, eine dauernde Selbstregulation.¹⁴⁰ Zweifellos sind in dieser liberalen Konzeption die Marktlogiken der Verwertung von Arbeitskraft nie sehr fern. Aber wichtiger ist: Dieses Subjekt ist ‚autonom‘. Es ist frei von ‚astrologischen Schemata, die noch in den Volkskalendern das Schicksal regulierten und die Tage der guten und der schlechten Gesundheit einteilten; es befolgt selbstbewußt ein einfaches prophylaktisches Wissen, dessen Wirksamkeit den wechselnden Ratschlägen der ärztlichen Experten bis zum Ende des Jahrhunderts tatsächlich kaum nachsteht; es kennt sein Temperament und seine Idiosynkrasien und weiß daher, was ihm gut tut; es glaubt nicht mehr im religiösen Sinn an sein Heil, sondern weiß, daß Krankheit und früher Tod durch bewußte Lebensführung vermieden werden können; es weiß wie es seine Umgebung zu gestalten hat, um gesund zu bleiben, usw. Das hygienische Subjekt macht sich auf der transparenten Oberfläche seiner vom Waschen leicht geröteten Haut nicht die letzten Gründe seines Handelns, sondern – dem präzise entsprechend – die ersten Zeichen möglicher Krankheit einsichtig.¹⁴¹

Hygiene und ihre Praktiken waren in ihrer Breitenwirkung vermutlich einzigartig, weil sie eine moderne, populärwissenschaftliche Beschreibung des Körpers mit Anleitungen zu elementaren Praktiken der Sorge um sich verknüpft haben – und zwar in einem gesellschaftlichen Raum, der weit über die engen Mauern der Spitäler oder der physiologischen Laboratorien hinausreichte. Die hygienische Rationalisierung und Disziplinierung zu untersuchen ist deshalb irritierend, weil es dabei um unsere *eigene* Genealogie geht, soll heißen: um den Ursprung unserer eigenen Subjektivität, unseres Gefühls von ‚Freiheit‘, ‚Selbstsein‘, unserer ‚Erfahrungen mit unserem Körper‘. Weder durch den ärztlichen Blick noch durch die Experimente der Physiologen, vielmehr im hygienischen Diskurs wurden in einer modernen Weise Körper mit Subjekten verbunden. Trotz aller Veränderungen und Verschiebungen des längst zwischen wissenschaftlicher Medizin und subkultureller Lebensreform aufgesplitterten hygienischen Diskurses des 19. Jahrhunderts sind unsere ‚Erfahrungen‘ mit dem Körper und unser ‚Gefühl für uns selbst‘, ja die Vorstellung unserer ‚Autonomie‘ noch von diesem Diskurs geprägt. Nicht zufällig entfaltete er seine Wirksamkeit zeitgleich mit der hermeneutischen Idealisierung des Subjekts.

140 Vgl. zu dieser Sichtweise B. S. Turner, *The Government of the Body: Medical Regiments and the Rationalization of Diet*, in: *British Journal of Sociology* 1982, S. 254–69.

141 Ich will das hier nicht mit Beispielen belegen, sondern als Hypothese stehen lassen, weil zwei, drei Zitate allein das kaum evident machen können.

Diskurse, Lebenswelten und Felder

Implizite Vorannahmen über das soziale Handeln
von Kulturproduzenten im 19. und 20. Jahrhundert

von Lutz Raphael

Die Forderung, der deutschen Sozialgeschichtsforschung breitere kulturhistorische Perspektiven zu geben,¹ stößt unter jüngeren Historikern auf allgemeine Zustimmung, doch ist die Verständigung darüber kaum vorgekommen, auf welchen Vorannahmen eine solche stärker subjektorientierte, d.h. aber auch mikrohistorisch ausgerichtete und verstehend-hermeneutisch arbeitende Kulturgeschichte eigentlich beruhen soll. In der kulturgeschichtlichen Praxis sind die Befunde jedenfalls uneinheitlich. Das hängt auch damit zusammen, daß sich in der neueren Kulturgeschichte zwei unterschiedliche Absetzbewegungen von der etablierten Historischen Sozialwissenschaft und ihrer Praxis verbinden: zum einen eine Themenverschiebung hin zu Symbolen, Diskursen und kollektiven Repräsentationen, aber auch zu individuellen Erlebniswelten und Wahrnehmungsweisen; zum anderen eine Distanzierung von der makrohistorischen Zugriffsweise und ihrer Suche nach sozialen Lagen, gesellschaftlichen Prozessen und säkularen Trends, von Ständen, Klassen und Politik. Das ethnologische Kulturkonzept spannt beide Trends zusammen. Die Aufmerksamkeit für das Individuelle hat die Biographie auch als wissenschaftliches Genre zu neuem Leben erweckt, die Mikrogeschichte ist das neue historiographische Leitbild, und dabei avanciert Geertz' „dichte Beschreibung“² zur Zauberformel für die neue Hermeneutik. In dieser Situation scheint es sinnvoll, genauer hinzusehen und danach zu fragen, auf welchen Grundlagen solche kulturgeschichtlichen Erweiterungen und Ergänzungen eigentlich aufbauen können. Angesichts der dezidierten Hinwendung zum Subjekt, zum Individuellen und Erlebten gewinnen die theoretischen Vorannahmen über das soziale Handeln individueller Akteure auch forschungspraktisch große Bedeutung.

Es entspricht dem Berufshabitus vieler Historiker, sich von abstrakten Theoriendebatten fernzuhalten und lieber auf die Lösung konkreter Probleme zu setzen. Über Handlungsmodelle in der kulturhistorischen Forschung nachzudenken erscheint deshalb auf den ersten Blick als müßig, zumal wir über zahlreiche klassische Texte zum Thema verfügen, die

1 Vgl. z.B. U. Daniel, „Kultur“ und „Gesellschaft“. Überlegungen zum Gegenstandsreich der Sozialgeschichte, in: *GG* 19. 1993, S. 69–99.

2 Zu den Risiken des „Geertzismus“ vgl. G. Levi, *I pericoli del Geertzismo*, in: *Quaderni storici* 58. 1985, S. 269–77.